10597,
a'
53 llu.
52

Johann Georg Schlossers

Kleine Schriften

Erster Theil

Basel

bey Carl August Serini

1779.

Coburger
Landes-
Bücherei

Vorrede.

Es hat jemand, dem ich gern alles zu Gefallen thue, gewünscht, meine zerstreute Schriften beysammen zu sehen. Das hat dieses Bändchen veranlaßt. Das zweyte und letzte wird auch ohne Verzug erscheinen. Ich habe darinn viele Druckfehler zu vermeiden gesucht, die oft meine kleine Aufsätze sehr verstellten, und ganz unverständlich machten; sonst habe ich nichts verändert. Einige Kleinigkeiten die bey ihrer Erscheinung Verdruß machten, habe ich weggelassen, dargegen kommen in das zweyte Bändchen einige noch nie gedruckte Uebersetzungen aus dem Griechischen. Einige Widerlegungen habe ich nicht wieder widerlegt. Mich dünkt, wenn der Schriftsteller durch Widerlegung nicht überzeugt wird, daß er geirrt hat, so thut er am besten, er schweigt; eindruken habe ich sie aber

lassen, damit jeder auf seine Art sich von mir oder andern überzeugen lassen kann. Die Werke der Schriftsteller sind wie die Wirthshäuser. Wer kein eigenes Haus hat, mag sich da behelfen, und dem Wirth ists erlaubt, sein Haus so bequem und schön zu machen als ers für gut hält um Gäste anzulocken, aber andere Wirthshäuser zu verschreyen, ist nicht recht.

Emmendingen
1779.

Schlosser.

Innhalt
des
Ersten Theils.

Pagina

I. Erstes Schreiben an Herrn Rathschreiber Iselin über die Philantropinen. 1

II. Zweytes Schreiben an ebendenselben. 21

III. Drittes —— an ebendenselben. 43

IV. Viertes —— an ebendenselben. 57

V. Herrn Rathschreiber Iselins Antwort darauf. 115

VI. Ueber das neue französische System der Policeyfreyheit, insbesondere in der Aufhebung der Zünfte. 133

VIII. Ueber die Träume eines Menschenfreundes. 167

IX. Antwort darauf von Herrn Rathschreiber Iselin. 187

Pagina

X. Zweyte Antwort darauf von ebendemselben. 191

XI. Dritte —— darauf von ebendemselben. 195

XII. Vierte —— darauf von ebendemselben. 206

XIII. Fünfte —— darauf von ebendemselben. 223

XIV. Sechste —— darauf von ebendemselben. 235

XV. Ueber Spott und Schwärmerey. 246

Erstes Schreiben
an
Herrn Rathschreiber Iselin
über die
Philanthropinen.

Sie verlangen, daß ich Ihnen meine Meinung von Basedows und von Salis Erziehungs-Anstalten sagen soll. Ich kenne Basedowen nur aus einigen seiner Schriften und einigen Briefen, v. Salis nur aus einem kurzen viertelstündigen Besuch; Ich bin von beyden ziemlich weit entfernt, habe nie mich mit der Kinderzucht abgegeben, schon lang eine Art von Eckel vor allen den Schriften über diese Materie, und bin durch mein Amt zusehr zerstreut um eine lange ununterbrochene Aufmerksamkeit auf etwas hefften zu können. Doch will ich Ihnen schreiben was ich denke.

Sie fragen nicht, hoff ich, ob ich v. Salis und Basedows Anstalten für die besten unter

den grossen öffentlichen halten, die wir nun haben; sonst würde ich gerade zu Ja antworten; denn einige sind von Pfaffen im eigentlichsten Verstand, andere von Cavaliers, keine von Menschen angelegt worden, die Menschen, und ihre Bedürfnisse kennen. Basedows und Salis Anstalten kommen den menschlichen am nächsten; Aber sie thun den Fodrungen der itzigen Menschen noch kein Gnüge.

Es ist nicht ganz die Schuld der Anstalten, daß sie das nicht thun. Unser Jahrhundert ist noch nicht reif dazu, und ich glaube die Menschen sind von der Natur zu weit entfernt, daß je ein Jahrhundert dazu reif werden wird.

Alle Erziehung soll die Absicht haben Menschen glücklich, und zugleich zu ihrem künftigen Geschick und ihrer künftigen Lebensart, fähig zu machen. Die Erziehung der Alten war meist cörperlich und kriegerisch. Erst spät fieng Rom und Griechenland an, die Kenntniß der Künste und Wissenschaften, mit zur Erziehung zu erfordern. Die Griechen hatten vor uns einen unendlichen Vorzug. Sie kamen aus der Unwissenheit ins Nachdenken, fielen durch Nachdenken erst in die Geisterstickende Sektirerey, und hatten also doch eine glänzende Epoche.

Deutschland hatte keine Epoche des eigenen Denkens. Schon zu den Zeiten Carls des Grossen, der die ersten Schulen anlegte, wenigstens sehr ausstaffirte, kamen wir gleich in die Klosterwissenschaft. Die entsprang theils aus der mißverstandenen Offenbahrung, theils aus den unreinsten Brocken der alten griechischen Secken, und wurde für so heilig gehalten, wurde so von dem weltlichen Arm geschützt, daß niemand denken durfte, alle nur lernen mußten. Was wir itzt denken, ist nichts als wegräumen der Nebel, die uns umringen; was die Griechen in ihrer glänzenden Epoche dachten, war Blick ins Licht!

Der Flug des deutschen Geistes bey seinem ersten Aufstreben, unter der Ruhe, die Carls des Grossen Siege gaben, war also kein freyer Flug. Der Zwang des Geistes floß in die bürgerliche und Religions-Verfassung; und alle die, welche mit ihrem Geist dem Staat nutzen wollen, müssen diese Sclaverey fühlen. Sie wissen wie sehr, bis auf Luthers Zeiten, Religion und Philosophie den Klöstern und den Einfällen der Bischöffe und des römischen Hofs, unterworfen waren. Luther reinigte die Religion bis auf einen gewissen Punkt; Er ließ aber noch Flecken genug. Er und seine Anhänger

schrieben ein Glaubensbekänntnis, zu Dortrecht schrieb man auch eins; man führte Krieg, und schloß endlich den Frieden, nicht dahin, daß jeder Wahrheit und Seligkeit suchen und lehren sollte, wies seiner Seele gut dünkte, sondern, daß jeder eins von den drey Glaubensbekänntnissen sollte wählen dürfen; das heißt: Die Kette sollte bleiben, aber nur erweitert werden.

Ich streite nicht darüber, obs anders seyn konnte oder sollte; ich will nur sagen, daß also ein Theil der Menschen, nemlich der, welcher sich der Religion oder dem öffentlichen Unterricht der Weltweisheit wiedmet, nicht frey nach seinem Genie handlen und reden und denken darf; und daß also bey dem schon, die beste Erziehung nicht möglich ist, denn Freyheit des Geistes nach klaren Begriffen und wahren Empfindungen zu handlen und zu denken, soll und muß Folge einer vollkommnen Erziehung seyn.

Eine Klasse der Menschen, die bestimmt sind für das gemeine Weesen zu wirken, ist also schon in ihren öffentlichen Arbeiten, und alle Menschen sind in ihren Privatleben genöthigt, ihrem Menschenrecht, der schönsten Kraft ihrer Seele zu entsagen; frey über Wahrheit denken, und nach ihren Ideen leben zu können!

Die, die sich den bürgerlichen Geschäften wiedmen wollen, sinds nicht weniger.

Die bürgerliche Geschäfte sind von zwey Hauptarten. Solche die Staatsangelegenheiten, und solche die Privatangelegenheiten betreffen.

In den ältesten Zeiten der Franken und Deutschen war der Hauptreichthum, der Güterreichthum. Jeder Unterthan war nur in so weit Glied des Staats, als er Güter hatte. Der König und der Kayser und seine Lehnleute, und wer Güter hatte, mußte dem Unterthan gewisse Rechte und Freyheiten lassen, weil er die Güter nicht alle in seine Casse ziehen konnte, denn er brauchte Leute die sie bauten, seine Lehnmänner brauchten Leute die ihnen in den Krieg folgten. Da war bürgerliche Freyheit möglich. Nach und nach kam der Geldreichthum auf. Das Geld verschafte dem König und jedem Regent was er brauchte. Die Güterbesitzer fiengen an weniger unmittelbar nöthig zu seyn, wurden verachtet, und mußten verachtet werden, weil die Besitzthümer ins unendliche vertheilt wurden. Man brauchte sie nicht mehr zum Krieg, weil man Leute ums Geld haben konnte, für deren Unterhalt der König nicht mehr besorgt zu seyn brauchte; der Bauer, der vor dem des Eigenthümers Knecht

war, hielte sich für glücklich nun auf alle Bedingnisse, selbst Eigenthümer zu werden. Er wurde nun Theil des Staats, aber sclavischer Theil, des vor dem freyen Staates. Der vormalige Güterbesitzer gieng an den Hof und lebte für sein Geld. Das verschwand bald und der König und der Fürst gab ihm anders; so wurde auch der Sclav. Der Bürger der das Geld durchs Gewerb herum wendete und zusammen zog, wurde in die Städte eingeschlossen; der Soldat zu ihm verlegt, und froh wenn er sein Geld nur geschützt und sein Gewerb blühend sahe, war auch dem die Freyheit wenig wichtig. Auf die Art wurden die bürgerliche Verhältnisse Deutschlands ganz verändert, und keine bürgerliche Freyheit ist unter uns mehr gedenkbar. Der Bauer ist durch Vertheilung der Höfe geschwächt, und hat keinen Antheil an der Regierung, weil er, der vorige Knecht, anfangs froh genug war nur Eigenthümer zu werden, und keinen Antheil weder hoffen noch verlangen konnte. Der Bürger verlangt keinen Antheil, wenn er keinen Profit davon sieht; oder verlangt er ihn, so widersteht der Soldat und der bezahlte Diener; dieser nimmt sein Leben aus des Fürsten oder des Königs Hand — Was Wunder daß die Sclaverey allgemein ist? wo aber diese ist, kann keine vollkommene Erziehung seyn. Wer nicht frey sagen darf was sei-

nem Vaterland nutz ist; wer nicht wo ihn der Geist treibt fürs Vaterland wirken kann; wer warten muß bis ihn der Fürst ruft; was nutzt dem Patriotismus? was ihm frey denken? In einem despotischen Staat, oder was dem nahe kommt, einem monarchischen Staat wie unsere, darf man, wenn nicht hier und da das Glück Fürsten, wie der Badische und der Dessauische erweckt, nie anders fürs gemein denken und fühlen, als wie der Fürst will. Und auch im besten Staat ist Patriotismus zweydeutig, eingeschränkt, und seine Gänge so mühselig, daß er fast nie warm werden kann. Wie eingeschränkt, wie unmöglich ist da eine vollkommene Erziehung, weder des Staatsmanns noch des Bürgers?

Die Privatangelegenheiten der Deutschen wurden vordem, aus blossen Gewohnheiten und dem blossen Menschensinn entschieden. Es ist falsch und ein Traum unsrer methodischen Rechtslehrer, wenn sie glauben, daß die zu dem kleinsten Detail heruntersteigenden bürgerliche Rechte, ihre Entscheidungsgründe aus sich selbst nähmen. Willkühr bestimmt die Eigenschaften der Acquisition, den Gebrauch der Servituten, die Formalien alle, die meisten Erbschaftsfälle, die Verschiedenheit der Contracte, die meisten Familienverhältnisse. Ob der Willkühr aus Gewohnheit be-

stimmt oder aus Gesetzen fixiert wird, ist einerley; aber, soll Gewohnheit ihn bestimmen, so müssen der Fälle wenig seyn, weil sonst das Gedächtniß leicht fehlen kann, sie müssen wenig verwickelt seyn, weil sonst die Aehnlichkeit der Fälle nicht zu finden ist.

So bald die Deutschen anfiengen die Güter ins unendliche zu vertheilen, so bald der Geldreichthum eingeführt wurde, war Menschenverstand, der ohne besondere Stimmung, nicht leicht subtilisirt, wenig, Gewohnheit, bey einer neuen Natur, gar nicht mehr zur Entschiedung hinlänglich. Deutschland hatte, da es sein Bedürfniß spührte, keinen Solon; aber da sein Handel und sein Geldreichthum meist aus Italien her kam, so war es natürlich, daß es seine Gesetze für diese neue Natur, auch daher nahm, woher diese Natur sich über es gebreitet hat.

Das römische Gesetzbuch ist blendend. Es enthält eine unbeschreibliche Manchfaltigkeit von Fällen; Deutschland, das immer nach Gewohnheit zu sprechen pflegte, sahe es nicht anders an, als eine Sammlung von römischen oder italienischen Gewohnheiten, und nahms ohne Umstände an. Zum Unglück wars lateinisch; wars so subtil, wars mit so viel dialectischen und metho-

dischen Verzierungen versehen, daß die vorige ungelehrte Richter sich nicht damit behelfen konnten. Man mußte neue gelehrte Richter setzen. Die alten ehrlichen Schöppen kanten bey ihren Aussprüchen die deutschen Verfassungen wohl, die römische Gelehrte kanten sie nicht — denn was kennen Gelehrte von der Welt als ihre Bücher? — Die setzten also immer in allen Fällen die römischen Verfassungen voraus. Das gieng so weit daß, wie Sie wissen, ein solcher Gelehrter bewieß, daß Carl der V. ein Deutscher wäre, weil er unter seines Großvaters väterlicher Gewalt gebohren worden. — Nun haben wir denn das Corpus Juris; das Gesetzbuch der Römer, und sind Deutsche. Euer Emil sieht die Thorheit; ihr habt ihm klare Begriffe von Recht und Unrecht beygebracht; was hilfts ihm im Gerichtsstuhl? Er muß zwischen Hans und Casper sprechen, wie Ulpian zwischen Titius und Sempronius; muß sich ein Argument von einem römischen Schuh auf einem deutschen Fuß gefallen lassen, muß seine gerade Vernunft wegsubtilisieren lassen; was hilft ihm der gerade gerechte Menschen-Verstand, den ihr ihm gegeben habt? Was hilft ihm als Bürger sein gerades Gefühl der Gerechtigkeit? In dem Schall unverständlicher Gesetze, weis er nicht mehr was Recht oder Unrecht ist.

Zu Zeiten der deutschen Lehnverfassung war jedes Glied des Staats auch Vertheidiger des Staats. Sein Arm war gewohnt den Schild zu tragen und das Schwerdt zu schwingen. Ihm nutzte es früh den Körper stark und dauerhaft zu zu machen, auf dem Boden zu schlafen, Tage und Nächte im Hinterhalt zu stehen oder auf dem Pferd zu sitzen; wars Friede, so jagte er in den Wäldern oder baute sein Feld. Seitdem der stehende Soldat und der Geldreichthum aufgekommen ist, hat körperliche Kraft nur einen räsonirten Nutzen, keinen Sporn, keinen nahe liegenden Lohn. Glauben Sie, daß die Fechter und Ringer der Alten, das mühseelige Leben, die enthaltsame Diet, die unaufhörliche Anstrengung ertragen haben würden, wann blos eine zwecklose Vergrösserung ihrer Kräfte, höchstens reinere dauerhaftere Gesundheit der Lohn dafür gewesen wäre? Mich dünkt Cicero that schon eine ähnliche Frage. Unstreitig war der aufmunternde Beyfall, die olympische Crone sein Sporn, sein Ziel; würde der junge Bürger sich im ringen, fechten, laufen, reiten so mühsam geübt haben, wenn nicht die Noth, in den Kriegen des Vaterlands sein Leben zu verteidigen, wenn nicht die Begierde sich hervorzuthun, und durch wichtige Thaten sich Ruhm, Achtung, Liebe bey seinen Mitbürgern zu erwerben, ihn angetrieben hätte?

Man mag die menschliche Natur idealisieren wie man will, so überzeugen doch jeden gewiß tausend eigene Erfahrungen, daß alle entferntere Belohnungen des Guten, zumal wenn man die üble Folgen des Bösen noch nicht empfunden hat, nur schwache Eindrücke gegen die Laster und ihre Reize: noch viel schwächerer Sporn gegen die angebohrne Trägheit seyn können.

Was hat euer Emil von allen seinen bis ins 16. höchstens 18. Jahr fortgesetzten cörperlichen Anstrengungen für einen Lohn? Was nützt ihm seine starke Faust in der Schreibstube, seine dauerhafte Haut im Cabinet? Freylich weg wird er sie nicht geben, aber um sie zu unterhalten wird er dennoch nie eine grosse Verleugnung thun. Er wird im Winter doch nach und nach lieber am Ofen sitzen lernen, wird doch dem Gaumen nach und nach lieber schmeichlen, nach und nach lieber seinen Schlaf verlängern als abkürzen.

Ich sage dieses alles noch nicht über Basedows Institut; ich werde davon Ihnen in einem andern Brief alles sagen, was ich von jeder besondern Einrichtung desselben denke; ich sage es nur im Allgemeinen, um Ihnen zu zeigen, wie wenig eine vollkommene Erziehung unter uns möglich ist; damit wir uns erst über den Zweck vereinigen, den unsre heutige Erziehungsanstalten haben können.

Mein Ideal von vollkommenen Menschen wurde das seyn. Der Kopf muß heiter und grad denken; das Herz muß warm fühlen und Wahrheit und Gerechtigkeit sein Element seyn lassen; er muß in sich Kraft haben sein Glück selbst und unabhängig von andern Menschen sich zu schaffen; muß thätig seyn; was er thut mit Empfindung und Stärke, um des Guten, nicht um anderer Menschen willen thun; er muß cörperliche Kraft genug haben, um die ihn umgebende Natur zu dulden, sich muthig aus Gefahren zu reissen, muthig und kühn dem zu widerstehen, was ihn nöthigen will seinem Kopf und Herzen zu entsagen; er muß voll Liebe seyn gegen andere Menschen, und so voll Liebe gegen Gott, so begeistert seyn von Wollust am Blick der innern Wahrheit, innern Schönheit, innern Güte, daß er das Leben diesseits des Grabes nur trägt, das nach dem Tode allein des wärmsten Wunsches werth achtet.

Stellt das Ideal unter uns! Daß Herz voll Wahrheit, in die verzirkelte Theologie, den Kopf voll Licht, in den Kreis der verwirrten Rechte; die freye Seele, in die sclavische Regierungsformen; die thätige Hand, ins Protocollschreiben; den Liebevollen Jüngling, in die kalte Welt; den aufstrebenden Muth, unter die gewaltthätige Leibwachten; den gefühlvollen Werth, ins Aug der

Grossen, des Adels aus dem Pöbel, und des Pöbels aus dem Adel; — Zieht ihr Eure Emile zur Folter? — Seht ihn vor dem aufgeblasenen Superintendent den geraden Christus predigen; wird er nicht als Dumkopf verworfen werden? Seht ihn vor dem Staatsmann das Recht des Bürgers vertretten; werden ihm nicht alle Collegia verschlossen seyn? Seht ihn die papiernen Nerven der Regierung ziehen; wird er nicht schäumen in der unthätigen Geschäftigkeit? Laßt ihn da frey reden gegen den gewaltthätigen Nachbar, was für Unheil wird er anrichten? Laßt ihn den aufgeblähten Adel seine Verachtung empfinden lassen, wie wird ihn die Gewalt zernichten? Laßt ihn allein Werth aufs Gute legen, wie wird er vergehn im Mangel? Es ist Glück wenn ein ehrlicher Mann ohne kriechen mit eignem Werth empor kommt, und wehe auch dem, wenn er nicht tausend mal im Jahr sein Herz verleugnet! —

Wie, Iselin, wollt ihr da mit allen euren Erziehungsanstalten den einzigen Zweck der Erziehung, glücklich und zum künftigen Schicksal, zur künftigen Lebensart fähig zu machen, mit einander verbinden? Wo Menschenwerth gezogen werden soll, muß Menschenwerth geschätzt werden. Eure Schüler werden bald in der Welt zu Grund gehen oder genöthigt seyn, euren Un-

terricht, eure Uebungen alle zu entwöhnen, und zu werden wie der andern einer.

Aber, sagt man, wenn zwanzig bis dreyßig unserer jungen Leute so erzogen, wie wir sie erziehen, in die Welt kommen, wie leicht werden sie sie umstimmen, und nach und nach den wahren Menschenwerth wieder verbreiten. — Umstimmen sagt ihr? Zerrissen sind die Sayten, zerdrückt die Maschine! — Wollt ihr die Fürsten umstimmen dem Volk seine Freyheit zu schenken, in mäßigem Vorzug vergnügt, den Bürger die Früchte seines Schweises geniessen zu lassen; Mann zu seyn, Mensch zu seyn, aus dem Kreis des schmeichlenden leerkopfigen Hofchors zu gehen, und Menschenwerth zu lieben, sich nicht zu stossen an die Rauhigkeit ihrer Sprache, nicht zu ecklen von ihren unstudirten plumpen Reverenzen, nicht das Ohr zu verstopfen vor ihren Wahrheiten, nicht zu frieren bey ihrem Ernst; nicht zu verachten ihre glanzlose Freuden, nicht zu scheuen ihre Arbeit, ihre Verleugnungen, ihre Vorzüge die sie über den Fürsten setzen? — Wollt ihr den alten Pastor, den alten Superintendent, den alten Professor und ihre von ihnen in der Furcht des Herrn und der Theologie erzogne Schüler umstimmen? Sollen die Wahrheit lernen, die das Anathema haben, wo ihnen widerspro-

chen wird, die den Binde und Löseschlüssel der Canzeln und Professuren haben? Die froh sind gelernt zu haben was sie wissen, und sich in der Finsterniß, worinn sie Menschenalter durchlebt haben, auch mit dem besten Willen nicht mehr ans Licht gewöhnen können? Wollt ihr den Staatsmann umstimmen, den Despotismus den er im Namen des Königs suchet, niederzulegen; anzuhören daß ihm Wahrheit freymüthig widerspreche, anzuhören daß sein Verstand ihn hier und da verlassen hat; daß der Unterthan über ihn und mit Recht seufzet; daß auch der seine Rechte hat; daß Befehle nur Worte sind? Wollt ihr den aus dem Kreis seiner Papiere und Acten ziehen? Wollt ihr die Collegia umstimmen, ihnen allen einen Geist geben, allen zumuthen, ihren Vorurtheilen, ihren Leidenschaften, ihrer bisherigen Weisheit, die sie so viel Zeit, Geld und Mühe gekostet hat, zu entsagen? Wollt ihr dem Adel sein Vorrecht, auf ererbtem Glanz Werth, zu setzen, rauben; ihn nöthigen eigenen Werth zu suchen, und dem zu weichen der ihn hat? Wollt ihr den Reichen nöthigen aus seinen Händen zu haben, was er im Kasten hat; Freunde zu verdienen, wenn er glaubt er könne sie kaufen; Menschen mit Liebe, mit gefälliger Dienstfertigkeit zu werben, wenn er sie mit Geld werben kan! — Und die Wunder alle, und die zehn tausend

andern Wunder die ich nicht sagte, sollen zwanzig bis dreyßig Jünglinge stiften, die als Jünglinge aus euern Händen kommen, erst in dem methodischen Unsinn der hohen Schule sich baden, erst die demüthigende Laufbahn der Hofmeister oder die künstliche Advocatur durchlaufen müssen, ehe man ihnen nur erlaubt ein Wort mit Männern zu reden, in dem Schwefelrauch durch den sie wandern müssen, wird der Aethergeruch den ihr um sie gosset, längst erstickt seyn, und ist ers nicht, so haben zehn eurer Jünglinge sich im ersten Jahr eine Kugel vor den Kopf geschossen, zehen sind gerädert, und die weichsten zehen haben sich verschlossen in ihre Familien.

Die nicht die glücklichsten. Immer wird vor ihrer Seele das Ideal stehn, das ihr ihnen vorgehängt habt, und das sie wie ein Nachtgespenst verfolgen wird. Früh aus ihren Familien gerissen, können sie das Familienleben nicht genug, um seine Glückseeligkeit, durch seine Verleugnungen zu erkaufen; und gespannt von Kraft die in ihren Adern zur Thätigkeit klopft, wird ausser der Familie nichts für sie zu thun seyn, als

To strip and in Fleetditch most bold leap in *)
And prove who best can dash thro' thik and thin.

*) Sich auszuziehen und in den Flietsumpf zu springen, und zu versuchen, wer am besten durch dick und dünn patschen kan. Popes Dunciade II.

Ich

Ich rede aus Erfahrung an mir und andern. Ohne die grosse Erziehungsanstalten hat die Natur uns Männer gegeben werth Emile zu seyn; aber was thun sie? Würde K** Erziehungsprojecte drechseln; würde L** zwecklos in der Welt herum irren; würde G** L** St** Bücher und Gedichte schreiben und nur schreiben, wenn sie eine Natur um sich fänden, die werth ihrer Anstrengungen wäre? wie nagt dumme Bosheit an Lavatern; wie hat Pfaffenwitz selbst Basedown verfolgt? Warum schreiben Sie und so viele politische und sittliche Träume, als nur sich doch einiger massen gegen den Druck in dem sie wirken müssen, schadlos zu halten, um aus dem Fleetditch in den sie nicht sprangen, sondern von Umständen gestossen wurden, wenigstens manchmal, wieder reine Luft zu athmen?

Gewiß und wahrhaftig, Iselin, ehe Deutschland nicht ganz umgegossen wird, ist eine vollkommne Erziehung das grausamste Geschenk, das man einem Jungen geben kann, den seine Natur nicht selbst vom Fleetditch weg zieht. Laßt doch den armen guten Jungen mit seinen hausbackenen Empfindungen und Gedanken herum wandeln. Er wird ein glücklicher Pfarrer, ein glücklicher Fürstendiener, ein vergnügter Bürger werden Aufstrebende Genies sind von der Natur zur Quaal bestimmt, und von ihr wieder auf einer andern

Seite getröstet; die werden unter allen Erziehungen was sie sind, aber erbarmt doch auch der andern, und zeigt ihnen nicht

That Fleetditch where they bath with ſtately ſtreams *)
Rolls the large Tribute of dead Dogs to Tames.
The king of dykes! than whom no Fluice of mood
with deeper Sable blots the ſilver Flood.

— Aber erzogen müssen die Leute doch seyn? Sollten wir so fortfahren wie bisher? — Sofort den Leib in Weichlichkeit verkamen, die Seele mit leeren Worten füllen lassen? — Nein, nur stimmt euch herab. Die gröste Weisheit ist sich nach seiner Decke strecken!

Wenn ich einen jungen Menschen zu erziehen hätte, und der eine hätte Kopf und Herz, so würde ich mich nicht scheuen seinen Körper und seine Seele zu allem zu machen was er werden kann; aber so bald sein Aug scharf genug wäre die Welt um ihn her anzusehen, würde ich ihm sagen:

Freund! verzeih! ich habe dich für eine Welt erzogen, die ich dir nicht geben kann. Die, in welcher du leben sollst, ist dir zu eng, zu klein, zu

*) Daß Flietsumpf wo sie baden, mit stätigen Wellen, den reichen Tribut todter Hunde zur Themse rollt. Der König der Sümpfe! Da ist kein Pfuhl von Koth, der mit tieferm Schlamm die Silberfluthen trübte!

Popes Dunciade II.

schlecht. Nun höre. Von nun an must du zwey Drittel von dem was du bist, niemand sehen lassen als mir, und wen du so kennst wie mich, und so traust wie mir. Allen andern sey was sie sind! Du wirst als Bürg r nie frey reden, nie was fürs Vaterland thun dürfen; verhöle deinen Patriotismus bis du ins neue Jerusalem kommst; du wirst als Pfarrer nie von deinem Glauben reden dürfen wie du denkst; rede wie du must, und thue nicht mehr als dein Superintendent erlaubt; du wirst als Fürstendiener in tausend schiefe Verhältnisse kommen, such sie nicht gerade zu machen; du wirst als Richter oft deinen Menschensinn verläugnen müssen; laß dich das nicht verdriessen; du wirst stolze Thoren über dir sehen; lerne dich zu bücken vor ihnen, es ist nur Bewegung des Rückens; werde kein Schelm, aber nimm den Schein davon ab; bleib ein Mann, aber laß niemand sehn daß dus bist! — Und wenn ich ihm das gesagt hätte, so würde ich ihn frühe dazu gewöhnen es zu thun. Mit einem Wort, ich wurde mich bemühen ihn die Kunst zu lehren auch im Pfuhl zu leben, und wenn er durch ihn wadet, nur seinen Rock, nie seinen Leib zu beflecken.

Aber wenn ich viele zu erziehen hätte? — Neun unter zehen sind gleichgiltige Menschen. Die lehrte ich nur waden und die Flecken nicht

fühlen. Ich würde ihren Körper nicht stärker machen, sondern nur gesund erhalten; würde ihr Aug sehend, aber nicht scharfsichtig, ihren Geist aufmerksam, aber nicht durchdringend, ihr Herz lau, aber nicht warm, ihren Kopf nicht um ein Haar gerader als der Alten ihren machen. Sie müßten lernen mit Mühe, weil sie bestimmt sind mühsam zu arbeiten; müßten Worte lernen, weil sie Worte geben sollen; müßten beschränkt bleiben, weil sie in Schranken laufen sollen. —

Und dazu, mein Iselin, brauchen wir keine so glänzende Einrichtungen. Hätten wir nur ein Mitteldiug zwischen dem Carolino und dem hallischen Waisenhaus, voll begränzter gutwilliger Lehrer, die das Lernen zur Arbeit machten und nur nicht damit zerdrückten: so hätten wir genug! — So ein Institut würde ich Freunden für ihre Kinder rathen! aber — arme Buben, soll ich euch nun wohin schicken lassen, wo man euch zu Riesen macht, die hernach wenn ihr in die Republiken kommt, die Procrustese so lang verstümmeln, bis sie in ihre Better taugen, oder ganz den Geist aufgeben?

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir, ob ich in Ihren und Ihrer Freunde, in Lavaters, in Salis, in Basedows Augen recht habe!

Emmendingen
1776.

Zweytes Schreiben
über die
Philanthropinen.

Mein liebster Iselin.

Daß mein neuliches Schreiben von dem Publicum sehr mißverstanden werden würde, habe ich mir vorgestellt, daß aber auch Sie es mißverstehen würden, habe ich nicht gefürchtet. Zwar ist Ihr Mißverständniß noch gerechter als der andern ihres; aber ich muß mich doch auch darüber erklären.

Die meisten meiner Leser haben geglaubt, ich wollte die ganze Dessauer und Marschlinzer-Anstalten verwerfen; Sie, mein Freund scheinen, zu glauben, ich wollte nur eine Satyre oder Strafpredigt über unsere Zeiten schreiben. Beydes wollt ich nicht.

Da weder Basedow noch von Salis damahl, als ich den Brief schrieb, einen bestimmten Zweck ihrer Erziehung angegeben; so glaubte

ich, es wäre nöthig, daß man vorher sich darüber vereignete, was denn der Zweck seyn sollte, ehe man sich anmaßte, die Mittel zu beurtheilen. Ich konnte nach dem, was Basedow und von Salis bekannt gemacht hatten, nicht anders glauben, als daß sie vollkommene Menschen bilden wollten. Ich muste Ihnen also mein Ideal von vollkommenen Menschen darlegen, und es gegen die jetzige Bestimmung der Zöglinge halten. Da konnte dann kein anderes Urtheil erfolgen, als daß wir uns herunter zu stimmen hätten, und daß alles Räsonnement über die Erziehung nur die Absicht haben sollte, zu finden, wie weit man sich herunter stimmen müßte, um unsere Nachkommen fähig zu machen, einen Schritt weiter vor sich zu thun, anstatt, daß freylich nun alles im Begriff ist, von Generation zu Generation Schritte hinter sich zu thun.

Nun sagen Sie, mein liebster Iselin, ob ich Ihnen dann noch, so sehr Unrecht zu haben scheine, da ich behauptete, man sollte die gemeinen Menschen nur zu Männern machen die man in einer Welt, wie die unsere, brauchen kann; den wenig vorstechenden Menschen hingegen, sollte man allen Menschenwerth geben, den sie annehmen können, sie aber nur immer

gewöhnen, sich der Welt gleich zu stellen. Glauben sie nicht, daß jene und diese, wenn sie auf die Art erzogen würden, mehr Nutzen bringen müßten, als wenn die einen über ihre Kraft gespannt und die andern ohne alle Vorsicht mit ihrer Kraft so hinausgelassen würden, in eine Welt, wo sie überall Blößen geben, oder um sich stossen, überall verabscheuet werden, oder verabscheuen müßten.

Es ist unendlich leicht, den höchsten Grad der Vollkommenheit zu idealisiren, aber den eben passenden Grad des Guten bestimmen, das ist eine Hauptschwierigkeit. Man braucht kein sehr grosses Genie zu seyn, um einen Grandison zu schreiben. So bald die Scene fertig war, durfte man die erztugendhafte Marionette nur handeln lassen, und alles war gethan; Aber einen Werther zu schreiben, den unvollkommenen grossen Mann; das treffende Gemälde voll Licht und Schatten, den Geist und Mensch, das war nur das Werk des Genies, der Meisterhand.

Immer die Natur fassen, die von Gott ausfliessende Natur und die gemachte Natur des Menschen fassen, das ist der Stempsel des Dichters und des Philosophen! — und die wollt ich

mit ihnen suchen, um zu sehen, was ausgeflossen und was gemacht ist; was man von dem Menschenwerk nach und nach wieder abnehmen könne, wie man der reinen Natur wieder nahen konnte, wie weit man ihr nahen dürfe, wie viel Schritte wir und unsere Kinder dahin thun können und müssen, was wir den spätesten Nachkommen zu überlassen haben, wie weit wir ihnen den Weeg bahnen können, wie unsere Kinder beschaffen seyn müssen, um fortzubahnen für ihre, wie wirs verhindern wollen, daß die halbgethane Arbeit nicht wieder zerfällt.

Ich fühle wohl, wie weit uns das von dem nächsten Zweck der Beurtheilung der Philanthropine entfernet hätte, aber, da wir noch nicht bestimmt wußten, was dann die Philanthropine aus unsern Kindern machen wollten; so hatten wir keinen andern Gang zu nehmen. Von Salis und Barth haben uns nun die Arbeit erleichtert. Sie haben uns ein zimmlich weitläuftiges Werk in die Hand gegeben, in dem sie uns ihren eigentlichen Zweck vor Augen legen; Wir wollen unsere eigene Meditation also noch verspahren, und wenigstens anfangs das Buch zusammen durchgehen.

Ich gestehe Ihnen — mags auch dem, was ich zu sagen habe, schaden wie es will. -- Ich

gestehe Ihnen, ich habe das Buch mit einigem Widerwillen in die Hand genommen. Warum, dachte ich, schreibt Salis, der aufgeklärte, redliche Salis, den ich nun näher kenne, inniger liebe, mehr werth halte unterstützt zu werden, als je, warum schreibt er nicht selbst, warum läßt er einen Professor schreiben? —

Ich mißkenne Barths Verdienste nicht, aber mich dunkt, der Mann muß weit grösser seyn, als ich Barthen gefunden habe, der zugleich Professor und Erzieher, Gelehrter und Naturmensch seyn soll. Das Fach das Barth mit verschiedenem, oft aber wie ich höre, grossem Fortgang bearbeitet hat, ist seit Christi Tod nach und nach so weit von der Natur und der Wahrheit weggerückt worden, daß ich es für unmöglich halte, in ihm für die itzige Zeiten grosse Schritte zu machen und noch Mensch zu seyn! —

Und dann ein Professor! — das ewige Lesen und Schreiben und Commentiren und auslegen und dociren und predigen, und ein Theolog, der so abgesondert ist von Welt und Weltgeschäften; ein Lehrer der über das ewige Sagen, was man seyn soll, nie lernt, was man ist; was man glauben soll, nie weis was und wie man glauben kann; wie man denken soll, nie

darauf achtet, wie man handeln kann. Ueber das alles noch ein Mann, der immer in Aemtern stunde, die einen so ängstlichen Wohlstand erfodern; der seinen Körper nie abhärten konnte, der über die gelehrte Arbeiten, alle Talente, alles körperliche Geschick, verlieren mußte, und wenn sie auch nicht in ihm liegt, doch äusserlich eine gewisse Gravität an sich genommen haben muß, die ihm weder mit den Kindern zu baden, noch zu laufen, noch zu tanzen, noch zu fechten erlaubt— Wenn Achill lief; so lief Chiron mit, was soll er laufen, wenn Chiron sich in einer Sänfte ans Ziel tragen läßt? — In der That, Barth war zu Marschlins nie an seinem Platz. Ich kann das nun desto offenherziger sagen, da dieser sonst, wie ich von vielen höre, so verdiente Mann, wieder zu seinem eigentlichen Beruf, zum Predigen zurückkehrt, und können die, die Emile ziehen wollen, es übel nehmen, wenn wir den zehenden Theil von dem sagen, was Emile in unserm Alter sagen würden!— Zwar Basedow ist auch ein Professor,— er ists aber in der That, ungleich weniger als andere, und ich habe ja schon gesagt, ich kenne ihn nicht, weis von ihm nicht, ob er geben kann, was wir hoffen und wünschen! Ich rede ungern von Personen; doch wie will man von der Möglichkeit eines Kunstwerks

reden, ohne auf die Instrumente zu sehen! Lassen sie uns indessen die Personen einmal auf die Seite setzen, und erst den Plan beurtheilen. Haben wir uns über den verstanden; so wollen wir untersuchen, wie die Instrumente der Ausführung beschaffen seyn müssen; und dann sagen Basedow und Salis ob sie solche Werkzeuge haben, oder gehen beyde wie Menoza, und suchen sie!

Also der Plan! — Der erste, nächste und wichtigste Zweck der Philanthropine, ist nach der Einweyhungsrede des Marschlinser Philanthropins: Fröliche Menschen zu machen; darauf soll sich die philanthropinische Erziehung des Körpers, des Geistes und des Herzens beziehen — Wahrlich ein edler Zweck! — Nur der starke, wahre und gerechte Mann ist fähig, frölich zu seyn! --

Die Ausbildung und Bevestigung des Körpers ist der erste Mittelzweck! Die philanthropinische Erziehung richtet also ihre Sorgfalt zu erst darauf.

Es würde unfreundlich und ganz unphilosophisch seyn, die Philanthropisten in diesem so nöthigen Stück der Erziehung irre zu machen;

aber, wenn mich nicht alles betrügt; so ist hier ihre Anstalt doch viel zu allgemein. Ich weis, und wer wirds mißkennen, daß nur die Stärke des Körpers, Stärke der Seele gibt; daß niemand mit einem siechen Leib, sein Amt, es sey was es wolle, seine Stelle in der Welt behaupten kann; aber ein gesunder Körper ist noch kein starker Körper. Die Gesundheit verträgt sich mit allen Bestimmungen, die Stärke nur mit einigen. Selten sind die Beyspiele, daß der Mann, der eine vorzügliche Stärke des Leibes hat, sich zu den sitzenden Arbeiten des Lebens gewönen kann; ich habe in meinem ersten Brief schon etwas davon gesagt, und wenn ich alle Erfahrungen die ich gemacht habe, zusammen nehme; so habe ich immer gefunden, daß diejenige junge Leute, welche in ihrer Jugend sich mit allen Arten von Leibesübungen bekannt gemacht haben, und bey welchen die cörperliche Erziehung ein so wichtiges Hauptstück gewesen ist, selten, weder in der Studierstube des Gelehrten, noch in der Zahlstube des Kaufmanns grosse Dinge gethan haben.

Man sagt mir immer, der Jüngling soll erst zum Menschen erzogen werden, und im 17. bis 18. Jahr ist noch Zeit genug, ihn zu seiner Bestimmung zu ziehen. — Sollte das so wahr

seyn! Die meisten Bestimmungen des Menschen sind so weit von dem eigentlichen Menschenberuf entfernet, daß ich fast sagen möchte, man könne den Menschen nicht früh genug zwey drittel des Menschenberufs abgewöhnen lehren; wenn künftig ihn eine Bestimmung erwartet, wo er sie entäussern muß! warum castrirt ihr Hengste und Ochsen, die ihr zum Wagen und Joch bestimmt; wenn ihr die Menschen, die ihr zu Joch und Wagen verdammen müßt, mit aller Menschenkraft ausrüstet; wie werden sie ausschlagen und springen, wenn sie künftig in Gleis und Furche bleiben sollen; wie werden sie löcken wider den Stachel, bis sie zu Grunde gehen!

Das ist es eben, mein Iselin, was ich ihnen neulich schriebe, daß unser Jahrhundert zu keiner idealisirten und ganz guten Erziehung reif ist. Sehen Sie an den Wust von Sachen, die der künftige Gelehrte in seinen Kopf füllen muß, wenn er mit seiner Wissenschaft sein Brod verdienen soll. Wie geduldig muß er lesen und sitzen und sammlen, und denken und lernen: Wird er das, wenn seine gespannte Nerve immer zuckt, wenn sein rasches Blut immer drängt, wenn sein Fuß immer laufen und springen will; wenn jeder Ton um ihn, jeder Sonnenblick auf sein Buch, jedes Wort von Körperkraft, ihm

die Idee seiner Leibesübung vorbringt; wenn seine Einbildungskraft voll sinnlicher Bilder ihm immer andre Scenen zwischen Aug und Buch stellt, wenn er kein Pferd stampfen hört, ohne es besteigen, keine Pfeife tönen, ohne nach ihr tanzen zu wollen! —

Freylich, lieber Iselin, unsere Systematiker werden uns gleich schweigen machen; sie werden wenig Mühe haben, zu behaupten, daß man eben darauf trachten müsse, zu machen, daß der rasche Junge von 7 bis halb 8 Uhr, nun von halb acht bis acht, sittsam, geduldig, aufmerksam sey; daß der Bube, der bis ins siebenzehende Jahr alles spielend gelernt hat, im 18. Jahr mühsam arbeite. — O wo seyd ihr Schöpfer der neuen Adame! wo, ihr Zauberer, die ihr mit einem Wink die Glut der Leidenschaft verlöscht! Wo ist der Brennspiegel, der die zerstreute Gedanken faßt! -- Iselin! Sie sind älter als ich; aber sie werden zurück denken in meine Jahre, wie ich auf meine Jünglingsjahre zurück denke; wem von uns hats nicht mühseelige herzquälende Verleugnung gekostet, wenn der heitere Himmel durchs Fenster auf die langweilige Juristen blickte, da zu sitzen und Rechtsfälle zu denken! Wenn wir beym Aufgang der jungen Sonne uns in unsere Cabinete verschliessen müssen, und hören draus die Vögel zwit-

schern; athmen die Morgenluft, sehn den Thau glänzen, und auflodern den ersten Strahl; sind wir da ruhig; entsagen wir da gern dem Genuß des heitern Sommermorgens, um zu untersuchen, ob Hanns dem Caspar fünfzig Gulden schuldig ist oder nicht? — Doch wir thuns; würden wirs aber, wenn wir spielend erzogen worden wären, wenn unsere Körper des Spiels, der Freude, der Natur selbst, so früh gewohnet worden wären? — Sie sind zu aufrichtig ja zu sagen, und wollen Sies sagen, weil das in Ihnen nicht so drängt; so lassen Sie uns in unsern Busen greiffen! — Wie oft habe ich den Horaz genommen, da ich den kleinen Struv nehmen sollte? Selbst jezt, da ich mit ihnen über die Erziehung philosophiere, erwarten zwanzig und aber zwanzig Sachen meine Aussprüche, meine Anordnung, meine Bescheide. Wir brauchen die Erholung, es ist wahr; unser Geist würde erliegen, wenn wir in dem ewigen Amtskreiß bleiben sollten — würde ers aber, wenn wir früh in der Jugend, uns mit lauter Geschäften und Vorbereitungen zu den Geschäften abgegeben hätten, die jezt auf uns liegen. Setzen Sie die weit reizendere Leibesübungen an die Stelle unseres Philosophirens; und sagen Sie mir, ob der dems früh zur Bedürfniß worden ist, zu reiten, zu fechten, zu tanzen, zu laufen,

zu zeichnen, zu musicieren, dems früh Bedürfniß worden ist, sich alle halbe Stunde mit etwas anderm abzugeben — sagen Sie mir, selbst um der Philanthropie willen, die die Herren überall an der Stirn, viele auch gewiß im Herzen tragen, würde der zu Ihrer, zu meiner, zu der Bestimmung so viel tausender taugen.

Leibesübungen, Erhohlungsspiele, Ausarbeitung der Talente müssen seyn. Ich will zwar lieber den Pedanten, der gut arbeitet und sich schlecht präsentiert, als den halben Hofmann, der sich zu gut präsentirt, um gut zu arbeiten; allein wenn man beydes erhalten kann, so wird man dem armen Jungen künftig vieles Mißvergnügen spahren. — Ich bin also weit entfernt alle Leibesübung und die ganze cörperliche Erziehung der Philanthropisten zu verwerfen; ich wollte nur, daß sie mehr eingeschränkt würde, daß man den künftigen Soldaten, mehr als den künftigen Kaufmann, diesen mehr als den Gelehrten damit beschäftigte. Der Gelehrte und der Kaufmann brauchen nicht alle Talente auszubauen; sie können nicht einmal einem ohne Schaden sich ganz überlassen. Fragen sie Weissen, was es ihm auf seiner Steuerstube schadete, daß er Trauerspiele schrieb, fragen Sie Andreen, was es ihm in seiner Handlung nutzt, daß er componiert? —

Wie soll man aber diese Leibesübung und die ganze cörperliche Erziehung einrichten? Eben darum, Iselin, kann ich die Erziehungsschriften nicht leiden. Auf den Kopf und die Wirksamkeit dessen, der sie anwenden soll, kommt alles an. In den Büchern muß man entweder ganz bestimmte Fälle voraussetzen, und dann müßt ihr Millionen schreiben, und lauft doch Gefahr, daß der Erzieher das falsche wählt; oder ihr müßt in dem allgemeinen stehen bleiben, und im Allgemeinen könnt ihr mehr nicht sagen, als treibt die Kopfarbeit so, daß die Gesundheit nicht zu früh Noth leidet; und die Leibesarbeit und Leibesübungen so, daß die Kopfarbeit, die Achtsamkeit, das Stillsitzen nicht unmöglich wird.

Wenn der Grundsatz wahr ist, wie er mir scheint; so haben die Philanthropisten Unrecht, daß sie nicht früh ihre Zöglinge zur Arbeit, zur aneinander hängenden, langen, mühsamen Kopfarbeit anhalten, sondern von halb Stund zu halb Stund mit ihr und den Leibesübungen und der Bearbeitung der Talenten abwechseln. Guter Gott, was für Räthe, für Advocaten, für Amtleute, für Professoren, für Pfarrer, für Aerzte, für Kaufleute die gewohnt sind, ihre Achtsamkeit, nicht länger als eine halbe Stunde auf etwas zu heften! die, wenn sie den Livius eine

halbe Stunde in der Hand gehabt haben, gleich nach dem Fleuret greifen, denn wieder eine halbe Stunde schreiben und sich aufs Pferd schwingen; und wieder eine halbe Stunde rechnen und dann nach der Geige springen; wenn ich, — die besten Beweise für den Menschensinn sind eigne Erfahrungen — wenn ich nicht von 8 bis 12. in der Schule gesessen hätte, Iselin, hätte ich von 8 bis halb Viere in der Regierung sitzen können; konnte ich nun von halb Acht bis halb zwey Uhr in der Amtsstube sitzen. — Ja noch mehr! Wird selbst euer philanthropischer Junge, wenn die Armnerve noch zittert vom Fleuret, wenn das Blut noch wallet vom Tanz, wenn das Ohr noch schallt von der Music, wird er da gleich sich sammeln zum Denken, zum Achten auf des Lehrers Mund? — Wenn ich noch jezt frühe mir einen Spazierritt erlaube, brauch ich selbst ganze Stunden, mich zur Arbeit zu sammeln, — und doch bin ich weit über die Jahre eurer Zöglinge, weit abgehärteter zu den Geschäften, reite doch bis ich genug habe. Euere Jungen müssen die Leibesübungen immer gerade da abbrechen; wo es ihnen am liebsten war; stehen noch in dem feurigen lebhaften Alter ihres Lebens, sollen erst zur Kopfarbeit gewöhnt werden, müssen mühsamer arbeiten, lernen und denken als ich, haben weniger Sporn dazu, weil der Lohn

so weit liegt, weniger Freude dabey, weil sie erst am Fuß des Berges sind, —

Ich kann einmal nicht begreifen, wie man solche Forderungen an die Kindernatur thun mag. Es ist ein altes Gleichniß, man könne die Kinder biegen wie die Bäume; hinkt aber eines, so hinkt dieses. Der Gang der Bäume ist einfach, des Menschen Gang so unendlich verwickelt, und hat doch der Baum keine Leidenschaft, die ihr im Menschen weder abschneiden noch nach eurem Modell bilden könnt.

Das ist also das erste, mein Iselin, was ich an der philanthropischen Erziehung aussetze. Mein Junge müßte, wenn er künftig sich mit dem Kopfe durchhelfen sollte, früh mit dem Kopf arbeiten lernen; sein Lehrer müßte ihn beladen, immer gerade so viel als er tragen kann; und nach und nach immer mehr; ist die Arbeit gethan, nur dann sey ihm Leibesübung, Spiel und Erholung gegönnt; nun Freund, nennt mir die Lehrer, die das messen sollen; und sagt mir, wie ist das bey 50. bey nur 20 Kindern möglich abzumessen? wie ists möglich eine öffentliche Erziehunganstalt zu denken, wo der Lehrer immer mit jedem den rechten Zeitpunkt zur Arbeit und zum Vergnügen treffen kann? Itzt den noch

halten, weils sein Nerv noch trägt, denn entlassen, weil er sonst bricht! Ihr meßts nach halben Stunden, und die künftige Welt mißts nach halben, nach ganzen Tagen, oft nach Tägen und halben Nächten. — Emile wollt ihr ziehen? Die starken Menschen, und wagts nicht ihnen Stärke zu geben, länger als eine halbe Stunde sich mit einer Sache zu beschäftigen! Basedow will seine Schüler gar stehend unterrichten. So macht erst peripatetische Senate! Ich kanns nicht oft genug sagen; Ihr könnt ehe einen Iroquesen zum Rathsherrn und einen Canibalen zum Superintendenten machen, als einen nach eurer Erfindung erzogenen Jüngling nur zum Küster in der Welt wo wir leben! — wenigstens — damit Sie mir nicht wieder Schuld geben, ich sage zu viel um etwas glänzendes zu sagen, wenigstens will ich gewiß ehe einen Schüler des hallischen Waysenhauses zu einem Menschen machen, als einen solchen philanthropischen Buben zu einem erträglichen Arbeiter in einem einzigen Fach der arbeitenden Gelehrsamkeit. Die hallische Barbarey laßt sich ehe abschneiden, als sich die Arbeitsamkeit und Achtsamkeit und die Gedult geben läßt die auch der ungedultigste unter allen Männern von Geschäften doch nothwendig haben muß.

Ich weiß, mein Iselin, Sie werden dieses für ein sehr voreiliges Urtheil halten. Sie werden verlangen, daß wir erst die Methode untersuchen sollen, wie die Philanthropine die Wissenschaften lehren, ehe wir sagen können, ob ihre Vorsorge für den Körper zu weit ausgedehnt ist oder nicht. Sie werden sagen, das Marschlinzer Philanthropin und Basedow haben eine philosophische Methodistik vorgeschrieben, die so leicht scheint, daß keine Arbeit nöthig ist, um gelehrt zu werden; ist es also nicht besser seinen Zweck zu erhalten, ohne die Jungen mit mühseliger Arbeit zu beladen, als sie mit der gewöhnlichen Aengstlichkeit von Arbeit und Wissenschaft zugleich abzuhalten! — Gewiß wärs, mein Iselin! wenn das möglich, wenn auch eine solche Methodistik für die Geschäfte zu erdenken wär. Aber, ihr guten Götter, wie kann man von dem was jezt Gelehrsamkeit ist, was die in den Geschäften nöthigste Gelehrsamkeit ist, so fremd seyn, als die Erfinder dieser Methodistik zu seyn scheinen. Sagen Sie, Iselin, sind nicht zwey Drittel unserer heutigen Wissenschaften blos historisch? Fragen wir nicht immer dreymahl mehr, was hat der gesagt oder gedacht, als was denkst du, fordert der Fortgang der Wissenschaft nicht, daß man das voraus wisse? Und sind wir nicht eben deswegen so weit von der

wahren Weisheit und Gelehrsamkeit entfernt worden, weil wir unsre Jugend blos das zu lehren anfangen, was der Lehrer weis, und uns so wenig Mühe geben, ihnen zu zeigen, wie die Alten, Mittlern und Neuen die Sachen angesehen haben? Wenn ich eine Schule einzurichten hätte, so müßten alle Wissenschaften, so bald die Schüler nur die erforderliche Hauptbegriffe haben, historisch tractiert werden. Nichts reizt mehr zum Selbstdenken, nichts macht mehr fähig zum Beobachten, nichts macht geschickter das Ganze zu überschauen, nichts toleranter, nichts vester, als wenn man früh und immer lernt, was andre vor und neben uns dachten, mit ihnen seine Gedanken vergleicht und denn urtheilt! — Wäre aber das auch nicht, so würde doch jeder arbeitender Gelehrte nie etwas vorzügliches leisten, ohne Belesenheit, und wie in aller Welt kann diese erleichtert, kann diese spielend gelehrt werden. Ich weiß das Philanthropin soll nur die künftige Gelehrten vorbereiten, kann es ihnen aber das Sitzen und Lesen nie entbehrlich machen, warum will es sie nicht früh ans Sitzen und Lesen gewöhnen?

Ich habe die philanthropinische Sprachspiele durchgangen. Ich kann nicht urtheilen, ob sie den Buben angenehm sind, ich wills glauben.

Aber sollten dann die alten Schuleinrichtungen, wenn man nur das allzupedantische abschneidet nicht selbst durch das mühseelige, das sie bey sich haben, nützlicher seyn? Was kann der Junge in seinem sechsten und den folgenden Jahren besser arbeiten, als auswendig lernen; als Wörter schreiben, als Exercitien machen? Die Wahl der Wörter und der Exercitien muß die Arbeit seinem Verstand anpassen, dagegen habe ich nichts; aber anhaltend und mühsam arbeiten lernen, bleibt doch immer das Hauptstuck der Erziehung. Würde es nicht unendlich mehr nutzen, wenn z. E. das Commandierspiel nur an die Stelle des trockenen Hersagens gesetzt würde, und der Junge vorher die Commandowörter auswendig gelernt hätte? — Wollen wir denn die Kinder an der Seele noch mehr verzärtlen? Es ist schwerlich ein abgeschmackteres Buch geschrieben worden, als der Cellarius; der einen Hauffen Wörter ohne Wahl zusammen wirft, um sie dem Gedächtnis einzuprägen; muß man aber blos um seinetwillen, alles Wörter lernen verwerfen? Was hindert den Lehrer sich täglich sein eigen Wörterbuch zu machen? Er zeige denn, nach dem Commandierspiel alles vor, was der Junge in einer fremden Sprache benennen soll, lasse ihn die Worte schreiben und lernen — er wird eben die gesuch-

te und nöthige Verbindung der Wort- und Sacherkenntniß erhalten, und dazu noch den Vortheil haben, daß sein Schüler zugleich Arbeit, Achtsamkeit und Gedult lernt! — Es waren Philosophen, die die Philanthropine erfanden, hätte sie Kleinjog erfunden, er, der den Werth der Arbeit so gut kennt, daß er aus ihr eine der Haupttugenden macht, er würde uns wenig dabey zu erinnern übrig gelassen haben! —

Es sind allerdings viele Wissenschaften die den jungen Leuten spielend, das ist durch blose Unterredung angenehm beyzubringen sind. Geseegnet sey der grosse Mann, der diese so lehrt, aber, wenige sind, in welchen die erste Schritte nicht mit Mühe und Arbeit gethan werden müssen.

Ist der Junge in der Sprache durch Arbeit so weit gekommen, daß er nun ohne Mühe lesen kann, so werde ihm das Lesen zur Freude gemacht, und eine andere Kopfarbeit an die Stelle gesetzt. Dann lasse man ihn declamiren, dichten, Comedien aufführen, wer wird das tadeln. — Aber ewig wird der ein spielendes Kind bleiben, der alles spielend thate.

Sie werden nicht von mir fodern, mein Iselin, daß ich alle die Vorschläge der philan-

thropinischen Methoden in allen Wissenschaften durchgehen sollte. Ich müste mehr verstehen, als ich würklich verstehe, oder unverschämter seyn, als ich bin, wenn ich das unternehmen wollte. Aus dem was ich von der Erlernung der Sprachen sagte, und dem, was ich noch von der historischen Methode und von der Sokratischen Methode sagen werde, und aus meinem Hauptgrundsatz, der in diesem Schreiben so oft wiederholet worden, daß man früh sich gewöhnen müsse mit dem Kopf zu arbeiten, wenn man sein Leben mit Kopfarbeiten zubringen soll, werden sie leicht auf das übrige schliessen können; Auch brauch ich Ihnen nicht zu bemerken, daß ich nicht alle Wissenschaften zur Arbeit gemacht haben will. Es wäre lächerlich die Philosophie, die Naturgeschichte, die Aesthetik, die Religion zur Arbeit zu machen. Aber Sprachkunde, Historien aller Arten, verschiedene Lecturen, Mathematik, Rechtsgelehrsamkeit, das Rechnen und Schreiben, das würde ich zur Arbeit machen, und wenn ich gleich dadurch nicht so fröliche Kinder zöge, so würde ich gewiß fröliche Männer ziehen — so weit des Menschen Leben Fröhlichkeit möglich macht, denn Arbeit mit Fortgang ist auch Freude, wenigstens Saltz der Freude!

Denken Sie diesen meinen Ideen nach, wenns Ihnen der Mühe werth scheint. Thun Sies wenigstens um Salis willen! Wie gern, sagt Er mir in Schinznach, beym letzten Druck der Hand. „ Wie gern will ich mich herabstimmen, wie gern meinen Plan bessern und ändern, wenn meine Freunde, und wer die Erziehung liebt, mir offenherzig sagen, was sie denken und tadeln!„ Könnten wir ihm nur einen Gehülfen schaffen der so redlich wäre, als Er! — Tritt er mit dem etliche Stuffen zurück, so werden unsre Enkel ihn seegnen!

Ich werde Ihnen noch einen oder etliche Briefe über die Philanthropine schreiben. Ich muß aber die Stunden dazu stehlen, und auf diesen will ich Sie nicht länger warten lassen.

Emmendingen den 15. Jun. 1776.

Drittes Schreiben
über die
Philanthropinen.

Es ist unbegreiflich, liebster Iselin! wie Dr. Barth sich wagen konnte, in seinem Erziehungsplan so viel von der sokratischen Lehrart zu sagen; da man aus allem, was er davon sagt, so deutlich spührt, daß er weder einen Begrif von dieser Lehrart, noch den tausendsten Theil von Sokrates Geist in sich hat, — doch wer hat ihn auch! Wir sollten den Namen nie ohne Ehrfurcht aussprechen; wenigstens versichere ich Sie heilig, daß es mit unter die grösten Sorgen meines Lebens gehört, wie ichs machen kann, um künftig einmal vor dem grossen Schatten ohne Schaamröthe zu erscheinen.

Wer nicht so gut, so weis, so rein ist, wie Sokrates; wer nicht, die ädle Einfallt dieses grossen Mannes, in einem gleich hohen Grad besitzt; die Menschen nicht eben so warm liebt, eben so gleichgiltig gegen das Anstarren, selbst

gegen alles Lob und Tadel, als seinen eigenen ist; und wer nicht zu allen diesen erhabenen Eigenschaften noch die lebhafteste Einbildungskraft, den feinsten Witz, die gesundeste Beurtheilungskraft, die männlichste Beredsamkeit, und eine unüberwindliche männliche Vestigkeit setzt, der wags nie, sich der sokratischen Methode zu bedienen.

Wenn man sich einen wahren Begriff von der sokratischen Methode machen will, so muß man voraus wissen, daß Sokrates keine Gelehrte ziehen, seinen Schülern kein System in den Kopf bringen wollte; daß er keine gesetzte Lehrstunden hielte, keine Prüfungen oder Examina anstellte. Seine Absicht war nur das, was ihm gut und wahr schien, wo es die Gelegenheit erlaubte, so anschaulich, so fühlbar zu machen, daß seine Freunde das Gute weniger wissen als thun sollten. Bey einer solchen Absicht konnte er nie weder von allgemeinen Grundsätzen, noch von Erklärungen ausgehen. Er machte keine feyerliche Schlüsse, stellte kein Lehrgebäude auf; seine ganze Kunst war jede schickliche Gelegenheit abzupassen, und dann von Dingen, die in die Sinne fielen, und die jeder Mensch unstreitig auf einerley Art empfindet, die intellectualen Wahrheiten abzuziehen, von denen er seine Freunde

überreden wollte. Diese Art zu lehren, die oft blos das war, was man in der Schule der Logiker Induction nennt, schien ihn manchmal selbst beym Xenophon, von dem ich nur allein meinen Begriff von ihm abziehe, zum Sophisten zu machen. Wer aber zum Herz reden will, muß es oft seyn, denn die Federn der Empfindungen haben ein wunderbares Spiel.

Denken Sie nun nach, mein Lieber, ob der Mann, der lehren will wie Sokrates, weniger als Sokrates seyn kann? — Ich habe hundertmal sokratische Unterredungen zu schreiben angefangen. Sie sind aber zu meinem Glück mit tausend andern Abgeschmackheiten, die ich geschrieben habe, schon längst ihren Weeg gegangen.

Das erste, was ich von einem Sokratiker — Verzeihe einziger Philosoph in Jahrtausenden, daß ich deinen Namen mißbrauche: — Was ich also von einem Sokratiker vor allen Dingen verlange, ist, daß er nie lehre, als wo sich die Gelegenheit selbst zum lehren zeigt; das ist, nie als wo die Herzen der Schüler schon durch die Umstände geöffnet worden sind, ihm gern zuzuhören und willig aufzufangen, was er hinwirft. O! Ihr Philanthropisten, wie lange müßt Ihr oft müßig stehen, wenn Ihr auf solche Gelegenheiten war-

ten wollt! Oder habt Ihr einen Lehrer der Kopfs genug hat, die Gelegenheiten selbst zu schaffen, und zwar alle Morgen um 8 Uhr, wann seine Stunde schlägt, zu schaffen, so zeigt ihn! So müßt ihr sie aber nicht schaffen, wie Barth, wenn er die Lehren vom Gebet beybringen will. — Wenn der aufsteht, und Stillschweigen gebietet, und die Hände emporhebt, und ein laues Gebet hersagt; so ist zehen gegen eines zu wetten; der Junge antwortet ihm, auf seine Frage, was hab ich gemacht! Du hast eine Komödie gespielt. — Nein! wenn der Junge das Mädgen küßt, so muß er ihm von der wahren Liebe reden; wenn der Gefrässige sich übernehmen will, muß er ihm Mässigkeit predigen; wenn der Sohn auf seine Mutter zürnt, muß er ihm die Mutterliebe mahlen; wenn der Bruder mit dem Bruder sich entzweyt, muß er ihm den Vortheil der Familienliebe vorstellen — es sey um 8 oder um 10 oder um zwölf Uhr, es stehe im sechsten oder im zwanzigsten Kapitel des Systems. Es ist überhaupt etwas mißliches mit dem Herbeyziehen und Vorbereiten der Gelegenheit. Selbst Rousseau würde hundertmal scheitern, wenn er seinen künstlichen Plan von Herbeybringung der natürlichen Straffen ausführen sollte — und es ist doch Rousseau! was für eine Gelegenheit, Tugend zu predigen kann sich aber selbst machen,

da Ihr jedem Fehler so ängstlich vorbeugen wollt? Welche, unter den kleinen Heuchlern, die sich vor Eurer Amtsmine nie zeigen, wie sie sind!

Hat der Lehrer nun aber Gelegenheit; wie will er den Schüler fixiren? Sokrates fängt fast immer seine Unterredung mit einer Art von Theilnehmung eben des Gefühls an, das er in dem Freund beobachtet, den er bessern oder überreden will! Diese Theilnehmung setzt eine kräftige Dose wahrer, unräsonirter, unpedantischer Menschenliebe voraus; und die — o welch eine Dose von Bonhommie und Tugend setzt die voraus! Die blose Idee von Lehrer und Schüler macht schon eine solche Entfernung, daß sie da fast nicht zu hoffen ist. Denkt euch dabey noch unsere Zeiten! die ängstliche Wohlanständigkeit, die dem Lehrer fast nie erlaubt, sich in die Spiele der Schüler zu mischen; die sittliche Verzärtlung, die keinen Fehler ungeahndet lassen will; wenn er schon Vater von tausend Tugenden wäre; die steife Lebensart derer, die zum Lehren bestimmt sind; die verächtliche Mine, mit welcher unsere weise Männer auf die Lehrer herab sehen würden, die mit den Kindern keglen oder raufen, oder auf die Bäume klettern wollten. — Sokrates in dem Kreis seiner Freunde war immer Freund, nie Lehrer! Noch

wirft man ihm vor, daß er ihre Ausschweifungen oft getheilt hätte; noch tadlen ihn strenge Sittenrichter — o hätten sie gefühlt, wie nöthig es ist, ein Thor mit Thoren zu seyn, um sie weise zu machen; sie würden ihn nie getadelt haben! Habt Ihr Muth, Euch dem Tadel zu unterwerfen, der den Weisesten der Menschen drückte? Dr. Barth und seine Collegen zu Marschlins hatten ihn nicht; ich habe keinen gesehen, der Theil an den Spielen der Kinder genommen hätte, Dr. Barth am wenigsten, Ihn habe ich sogar nicht ein einzigmal unter den Kindern angetroffen, ausgenommen in einer Lehrstunde, und auch da — wie ganz Professor! —

Sind nun die Kinder aber auch fixirt, was wollt Ihr sie dann lehren? Alles sokratisch glaubt Dr. Barth. Das ist schlechterdings unmöglich, ist ganz dem Sinn, ich sage nicht der Philosophie, sondern selbst der Methode des Sokrates entgegen. — Es scheint Dr. Barth glaubt in Frag und Antwort lehren, und sokratisch lehren, wär alleins. Er wirds schwerlich gestehen wollen, aber es leuchtet aus seinem ganzen Werk vor. Die sokratische Lehrart schließt alle eigentlichen Wissenschaften aus; Alles wissen: Sie lehrt denken, lehrt thun;

aber

aber nicht wissen; also alle Historie, alle sogenannte höhere Wissenschaften, Jurisprudenz, Theologie, Medicin, alle Sprachlehre sind ausgeschlossen. Nur von weitem und mit vieler Mässigung darf sich die Metaphysik hinzunahen, und groß muß der Lehrer seyn, ein Kopf wie Rousseau, der die Physik mit allen ihren Unterabtheilungen, die Mathematik, ja selbst die Logik, auf die Art lehren wollte; Fontenelle war gewiß ein Mann von Genie. Wer liest nicht seine Gespräche von mehr als einer Welt mit Vergnügen? Sind sie aber sokratisch? Ueberall sieht der Lehrer heraus; die Schülerin scheinet nur zu reden, um ihm Uebergänge und Wendungen zu liefern. Noch offenbahrer ist das in dem tausendmal schwächern Spectacle de la Nature des Abt Plüsche zu sehen, wo die Zuhörer nicht einmal darzu Witz genug haben; Plato läßt den Sokrates seine Lehrart in der bekannten Vergleichung mit der Hebammenkunst selbst erklären. Wer sie sich auch nur so vorstellt, kann schon begreifen, daß, um in der Anspielung zu bleiben, alle Wissenschaften, durch die der Geist nur empfangt, hier ausgeschlossen sind, und nur die zur sokratischen Methode taugen, wo der Geist gebähren soll.

— Und dann, was gebähren! — Sokrates läßt seiner Freunde Geburten nicht weg werfen, bis sie sie selbst für Mißgeburten erkennen. Wir haben, Dank der weibischen Intoleranz, unserer und der vorigen Zeiten, auch für die Geburten der Geister so strenge Verordnungen, Gesetze und Anstalten, daß nach ihnen zwey drittel von unsern eigenen Geburten für Mißgeburten gehalten werden, vor denen sich der sokratische Lehrer kreutzigen und seegnen wird. — Ah Jesus! he is born with Teeth! *) Oder lassen wir einmal die Anspielung fahren. — Ists nicht wahr, Iselin, wenn ihr sokratischer Lehrer nicht das ganze Philanthropinum verrufen und verdammen lassen will, so darf er keinen Gedanken aufkommen lassen, der dem angenommenen Religions- und Staatssystem zuwider ist. Hat doch Sokrates selbst den Tod blos deswegen leiden müssen, weil er seinen Freunden erlaubte über Religion und Staat zu reden, wie der Faden ihrer Gedanken lief, und seinen selbst laufen ließ wie er wollte. Ich habs in meinem ersten Schreiben schon gesagt; wir sind noch lange nicht fähig, eure Erziehungsanstalten zu tragen. — Hier muß ichs wieder sagen: Wer gewöhnt werden soll selbst zu denken, der muß frey denken

*) Behüt uns Gott! Er hat Zähne mit auf die Welt gebracht. Shakespear. Rich. III.

dürfen. Ich habe vor einiger Zeit einige, wenigstens meines Wissens, selbst gedachte Gedanken fallen lassen; was hat man nicht schon für ein Geschrey hier und da über solche Kleinigkeiten gemacht! Setzen Sie einen Menschen, dem so etwas näher anläge als mir; setzen Sie, daß er überdieß noch vollends gewöhnt wäre worden in allem ganz frey zu denken und zu reden, was würde der auszustehen haben?

Doch geben Sie uns einmal alles das; lassen Sie uns einmal die allgemeine Bekehrung, an die Sie so veste, ich so wenig glaube, als möglich annehmen; lassen Sie uns voraus setzen, daß es eine Ehre, daß es wenigstens erlaubt sey, frey zu denken; oder, was Sie wieder ehe als ich vor möglich halten, daß der sokratische Philanthropist die Wahrheit, die Evidenz, oder den Punct gefunden hätte, auf den er den Schüler lenken könnte, der selbst und frey denken, also auch frey irren sollte; was müßte denn am Ende unter allen diesen so günstigen Voraussetzungen ihr sokratischer Lehrer für ein Genie seyn? Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, in dem engen Kreis der evidenten Begriffe des kleinen Menschenverstands in seinen wenigen Eindrücken der sinnlichen Empfindungen gleich etwas zu finden, das so eng mit der

Wahrheit, die man lehren will, verbunden ist, daß die eben so fühlbar wird wie jenes. Ist Witz die Fertigkeit die Aehnlichkeit der Dinge zu finden; so lassen sie Meyern calculiren, wie breit, wie lang, wie hoch und wie tief der Witz seyn muß, der hier gleich zu jedem Satz in dem kleinen Vorrath etwas so evident ähnliches findet. Sokrates war in dieser Kunst ein Meister; sie verführte ihn manchmal zu der Ironie, die in dem witzigen Mann unvermeidlich, und in dem Guten nie schädlich ist. Zählen Sie mir die Gelehrten in Deutschland, in Europa, die ihm darinn gleich kommen? Freylich wenn der Sokratiker sich in seinem Cabinet vorbereiten kann; so ists wohl manchmal möglich, daß er so etwas hervorbringt: aber wie will er sich auf die queeren Antworten der Schüler bereiten; wie sich Einfälle sammlen, ihre Dummheiten ihnen anschaulich als Dummheiten vorzustellen, und ihren kleinen Schelmereyen auszuweichen? Lesen Sie den Plato. Wie sieht man ihm oft die Mühe an, die es ihn gekostet hat seine Inductionen herbey zu bringen. Man liest ganze Blätter, ohne zu wissen, wo er hinaus will. Ist dieses sokratisch; wird dieses den Verstand erweitern oder verfinstern; die Lehre angenehm oder mühseelig machen?

Ich habe wo einen solchen sokratischen Lehrer gesehen — er verzeih mirs, wenn er das zu sehen bekommt, denn man sagt mir, er wäre sonst ein sehr guter Mann; daß er ein Sokratiker ist, wird mich niemand überreden. — Der Mann kam auf den guten Gedanken, statt der gewöhnlichen Metaphysik, nur allgemeine Sätze auszuzeichnen, und sie den Kindern durch Induction auf gut sokratisch bekannt zu machen; er hatte eben, da ich ihn hörte, so viel ich mich entsinne, den Satz vor: Daß die Natur alles, was sie den Geschöpfen giebt, so giebt wie es der Endzweck des Geschöpfes erfordert. Er fieng seine Unterredung mit der Frage an: warum hat der Haas lange Beine? Die kleinen Heuchler trauten nicht zu lachen, und ich hatte auch Achtung genug für den Lehrer und die Schüler ernstlich zu seyn. Sokrates, der nie lehrte, weil es 8. Uhr war, sondern weil sich eine Gelegenheit anbot, würde vielleicht bey dem Anblick eines Haasen eben die Frage gethan haben; dann würde er sich auf andere Geschöpfe ausgebreitet, und am Ende die Vermuthung, daß die Natur so weise ist, jedes Geschöpf so zu bilden, wie es seine Stelle auf der Welt erfordert, geäussert haben. Diese Unterredung würde die Seelen seiner Freunde zur tiefsinnigsten Bewundrung der schöpfenden Gottheit erhoben

haben. Aber hier — war es hier nicht in mir ein kleines Verdienst und in den Schülern ein schlimmes Zeichen, daß wir nicht lachten, da der gute Mann so auf einmal mit seinem Haasen hervorkam! Sind die Beyspiele oder die Inductionen zu weit hergeholt, sind sie ohne alle Veranlassung hergezwungen; so entgeht dem ganzen Unterricht sein Werth. Die Unterredung verliehrt das Natürliche; sie hört auf unterhaltend, hört auf lehrreich zu werden, mit einem Wort, sie wird, was jeder Conrector auch machen kann.

Und dann über das alles; wo bleibt der reine, tugendhafte, enthaltsame Mann, der im Sokrates mehr durch sein Beyspiel lehrte, als durch seine Worte? — Ich will kein Geld von euch, sagte Sokrates, damit ich reden kann was ich will; so einer durfte, Großmuth, Freyheit, Mannhaftigkeit predigen. Sokrates gieng dem Tod fürs Vaterland, gieng dem schweren Kampf fürs Vaterland, dem Haß der Bürger um der Gerechtigkeit willen, entgegen; so einer darf von Gerechtigkeit, von Muth, von Verachtung des Lebens reden. Sokrates konnte Frost und Hitze, Hunger und Durst ertragen; so einer kann Enthaltsamkeit anpreisen und Schwelgerey strafen. —

Und kann Dr. Barth — oder wer unter uns kann aufstehen, und reden wollen wie Sokrates. Es ist erstaunlich, unglaublich, bleibt unsern spätesten Enkeln ein Räzel, wie man zu unsern Zeiten unternehmen konnte dem Sokrates nachzuahmen — Ach Iselin! wir sind so tief gefallen, daß wir uns sogar Männern an die Seite stellen wollen! Ihr lacht über die Buben, die mit ihren hölzernen Flinten und ihren kleinen Trommlen zu Feld ziehen; was sind wir anders gegen Sokrates; der Beste ist nichts anders gegen ihn. — Christus und Sokrates hatten verschiedne Lehrarten. Christus fühlte den Gott in sich, nnd lehrte wie Gott; Sokrates fühlte in sich den größten Menschen, und lehrte wie der größte Mensch; wer den Gott fühlt, lehre wie jener, wer den größten Menschen, wie dieser.

Ich weiß, ich schein Ihnen wieder zu viel zu sagen. Sie könnens nicht leiden, daß ich von unsern Zeitgenossen so gering denke; — was hilft aber das Heuchlen? Ist Ihnen der Schneider lieber der Ihnen einen Riesenmantel macht, oder der, der ihn macht, wie Sie ihn brauchen. Den Riesenmantel hängen Sie in den Schrank für die Motten, und so wirds uns mit allen Anstalten gehen, die uns zu groß sind.

Wenn Ihr eine Anstalt macht, so rechnet erst aus, ob Ihr sie brauchen könnt, und dann ob Ihr die Mittel habt sie auszuführen. Ich hab Ihnen neulich gesagt, daß wir die Philanthropinen, so wie sie anfangs angelegt waren, so wenig brauchen können, als Sie den Riesenmantel. Aus meinem jetzigen Schreiben werden Sie ahnden, ob wir die Mittel haben ihren Plan, ihre oft so gute Absichten auszuführen. Ich habe noch mehr über diese Sache zu sagen. Um Ihnen aber meine Gedanken desto anschaulicher zu machen, will ich in einigen künftigen Briefen Ihnen etliche Uebersetzungen und Beyspiele von vier Sokratikern vorlegen, die alle einen Geist zu haben glauben. Ich meine den ächten Sokrates aus dem Xenophon; den metaphysisch-poetischen aus dem Plato; den sophistischen aus dem Aeschines, und den modernen aus des Dr. Barthen Erziehungsplan.

Leben Sie wohl ꝛc.

Emmendingen
1776.

Viertes und leztes Schreiben

über die

Philanthropinen.

Ich bin Ihnen, mein lieber Iselin, noch gar viele Schreiben über die Philanthropinen schuldig, ich bin aber überdrüßig diesen Gegenstand länger zu verfolgen, und wenn ich wieder Zeit und Lust bekomme die noch fehlende Stücke aus den alten drey Socraten zu übersezen, so werde ich Ihnen, das, was ich über die socratische wahre und nachgemachte Lehrart zu sagen habe, besonders sagen. Um indessen diese Materie nicht ganz unvollendet stehen zu lassen, will ich Ihnen jezt nur noch einige meiner Hauptideen über die Erziehung mittheilen. Sie werden daraus schon beyläuffig abnehmen, was ich über die Philanthropine noch würde gesagt haben; und vielleicht wird dadurch auch das, was ich schon darüber geschrieben habe, von andern besser verstanden werden.

Ich mag die jezige Welt aus einem noch so philanthropischen Gesichtspunct ansehen, so

kann ich schlechterdings nicht finden, daß unter tausenden zwey das Gute um des Guten und ihren Stand um des Staates willen suchen und lieben.

Ein überaus grosser Theil kennt oder liebt das Gute gar nicht.

Ein noch grösserer liebt nur das Gute, das ihm in seinen äusserlichen Verhältnissen Vortheil bringt, oder seine Eitelkeit vergnügt; die Besten liebens aus Leidenschaft und lassens stehen, so bald die Leidenschaft sich gesetzt hat. Mit den Ständen in dem Staat ists eben das. Man sucht, es lassen sich wieder unter tausenden nicht zwey ausnehmen -- Man sucht seinen Stand im Staat nicht um dem Staat dadurch zu nutzen, sondern um sich ein bequemes Einkommen zu schaffen, oder wieder seiner Eitelkeit zu schmeicheln; aus diesen Absichten unterhält man ihn auch, und die welche ihn wirklich in der Absicht suchen oder tragen, um dem Staat und der Menschheit dadurch zu nutzen, finden sich so eingeschränkt in ihren Handlungen; ihre Geschäffte so verwickelt mit andern Ständen, so vielen Wiederstand in dem Eigensinn und den Leidenschaften ihrer Mitarbeiter, so viele Dumheit, so viele Vorurtheile, solche untüchtige

Werkzeuge, eine so übel vorbereitete Scene, so wenig Receptivität in dem Staate selbst, so wenig moralische und politische Tugend, selbst im Regenten so wenig Lust zur Verleugnung oder doch so wenig Kraft männliche Schritte zu thun, daß sie mit dem besten Kopf und dem besten Herzen und der thätigsten Tugend nichts ausrichten können, wenn sie nicht eine beynahe himmlische Weisheit, eine bis fast zur Schelmerey feine Klugheit, eine unbezwingliche Gedult und eine unermüdliche Arbeitsamkeit haben; lauter Eigenschaften die auch bey dem edelsten Mann so selten sind, die bey der Wärme und dem Muth, den er haben muß um etwas grosses zu thun, nicht zu hoffen sind. Ich mag mich in der alten oder der neuen Geschichte umsehen wie ich will, bey niemand finde ich das beysammen als bey Sully! Ohne diese ganz grosse, himmlisch grosse Seele wird der beste Mann mit dem besten Willen und den grösten Einsichten nichts grosses, nichts ganzes thun; sein Mißfallen an dem, was er sieht, seine Begierde Großgutes zu thun wird vielmehr Uebel für Gutes wirken, und ihn oder den Staat äusserst elend machen. Freylich wann viele gleich gute, gleich thätige, gleich einsichtsvolle Männer in allen Ständen zugleich aufträten, zugleich alle ihre Vorurtheile ablegten, alle ihre Leiden-

schaften bändigten, alle Feßlen des Esprit du Corps zerbrächen, alles unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunct ansähen, gleich uneigennützige Absichten hätten; wenn unter fünf Ministern vier das wahre Wohl des Staats kennten und suchten, und der fünfte ein Dumkopf wäre, wenn die viere in einerley Ideen zusammenstimmten, sich nicht schämten Irrthümer zu gestehen, sich nicht scheuten zu reden, und eben so viel Eyfer, Muth und Fleiß anwendeten, fremde Vorschläge auszuführen, als ihre eigene; wenn unter zwanzig Räthen fünfzehen die Welt und ihr Land und ihre Gesetze kännten und verstünden und Mannheit und Geist hätten, gute sichere Grundsätze zu wählen und darüber zu halten, wie über ihr Leben; wenn unter hundert Geistlichen achtzig die wahre Religion kännten und liebten und mit Sinn und Apostolischem Eyfer und Einfalt, das Leben disseits das Grab mit dem Leben jenseits verbänden, und dorthin die Aussichten verbreiteten um hier die Scene zu erleuchten; wenn unter zwey hundert Gelehrten, nur fünfzig Gelehrsamkeit mit Weisheit und Lebensart verbänden, Wissenschaft lehrten, um Wahrheit zu finden und Wahrheit predigten um glücklich und weise zu machen — wenn — o ich ermüde über allen den Foderungen, die man thun müßte —

wenn aber alles das wäre und über alle dem ein Regent mit dem Aug der Vorsicht und der Selbstständigkeit eines Halb-Gottes alles das zusammen hielte, alles das Verdienst abwöge und um sich versammelte, alle den Muth belebte, alle den Eyfer anfachte; alle die tausend noch übrige Hindernisse aufräumte, denn, Iselin wär es gut, wärs herrlich, wärs der Unsterblichkeit werth, eine Erziehungsmethode zu erdenken, die die Nachkommen immer in dem Geist des Guten unterhielte, immer nur ihn aufweckte, immer auf nichts dächte, als den grossen edlen Seelen, die wir uns in allen Ständen erträumt haben, würdige Nachkommen zu schaffen: — Aber alles das ist nicht! und der grosse Trieb edler Seelen, die Liebe des Guten um des Guten willen, ist in tausenden von der Natur erschlaft und würde in den übrigen umsonst erweckt, für eine Welt die ihn nicht tragen kann. — Das ist das, was ich Ihnen in meinem ersten Schreiben sagte. Wir müssen also einen andern Trieb, ein anderes Ressort aufsuchen, wodurch unsere Jugend getrieben wird, besser zu werden, als ihre Väter sind ohne besser zu werden, als es ihre Väter tragen können. Das ist das was ich mit Ihnen im zweyten Schreiben suchen wollte, als etwas voreilige Critik und das Bartische Erziehungswerk darzwischen kam. Ich

lies mich dadurch von meinem Plan abführen, und dieser Gegenstand sollte nun erst abgehandelt werden, wann ich Barths und Basedows Schriften durchgegangen hätte. Denken Sie sich indessen immer, daß das geschehen wäre. Es wär eine undankbare Arbeit gewesen, denken Sie sich überhaupt, daß ich das alles ohne Rücksicht auf die Philanthropine geschrieben, beurtheilen Sie's, und wenden Sie's an, wie Sie wollen.

Also wollen wir ein Ressort suchen, mittelmäßige Menschen zu bilden, die sich an die Stelle der ganz schlechten setzen, und wenn diese wie Swifft sagt, gerade so viel Werth haben, daß sie nicht gehängt werden können, doch so viel mitbringen, daß man auch mit ihnen zufrieden seyn kann.

Ich muß Ihnen auch von dieser Art Menschen ein Ideal machen. Um den ersten Schritt zu einer Verbesserung zu thun, begnüge ich mich mit einer Generation, wo man das Gute wohl leiden kann, und ohne es gerade zu befördern, doch andere die es befördern wollen, ungestört machen läßt: Wo zwar der Adel den würdigsten Bürger nicht sich gleich schätzt, ihn aber doch auch nicht verachtet, wo der Soldat zwar sich

noch immer für den einzigen Besitzer der Ehre hält, aber doch auch glaubt, daß die übrigen Menschen ein Gefühl von Ehre haben; wo der Fürstendiener zwar seinen Dienst eben nicht gerade zum Besten des Landes sucht, aber doch wann er ihn einmahl hat, treu und fleißig darinn ist, und es sich nicht verdriessen läßt, zu hören und zu überlegen, was man Gutes räth, auch wohl dazu hilft, wenn er nicht dabey einem geringern nachgesetzt wird, oder an seiner Besoldung Schaden leidet; wo der Geistliche sich eben nicht aus seinem Catechismus und seinen Heften, heraus disputiren läßt, aber doch andern gestattet, darüber zu reden, und inzwischen seinen Zuhörern doch auch manchmal etwas zum Menschensinn vorsagt, wenigstens ohne Herrschsucht, still und friedlich mit den Seinen und ohne Zwang dienstfertig mit seinen Nachbahren lebt; wo der Kaufmann zwar mit Freyheit, aber ohne Betrug seinen Vortheil sucht, der Handwerksmann und der Bauer keinen Ehrgeiz und kein Vergnügen kennet, als still und vergnügt mit seiner Haushaltung und Famille durch seinen Fleiß zu leben, ohne eben für das Vaterland mehr zu thun, als er gerade muß; und wo endlich der Fürst nur seine Casse nicht für das Wohl des Staats hält, sich keinem Favoriten und keiner Maitresse überläßt; Wahr-

Wahrheit hören mag, und zwar seine Grundsätze gerne prüfen läßt, aber bis er sie verworfen, und andre vestgesetzt hat, sich von ihnen nicht entfernt. Sie sehen, mein Iselin, daß eine solche Generation noch nicht gar glänzend seyn wird, aber ich hoffe sie sehen auch, daß sie gerade die Scene ist, wo Weisheit, Muth und eine edle Seele mit Nutzen wirken kann. Es ist eine Generation deren Nachkommen Riesenschritte zum Guten thun können, eine Generation, in welcher allein die Philanthropine, die ich mir denke, aufstehen und eine Erziehung zum Zweck setzen können, von welcher alles was edel und groß unter Menschen hervorgebracht werden kann, zu erwarten ist. —

Lassen Sie uns nun einmahl sehen, wie mans etwa angreiffen könnte, eine solche Generation zu Stand zu bringen. Wir können hier viel sichrer gehen, als wenn wir gleich ein Ideal von vollkommenen Menschen bilden wollten. Denn die Eltern, die jetzt die Erzieher ihrer Kinder verfluchen würden, wenn sie ihnen die wahre, gerade, veste Emile nach Haus schickten, die sie nirgendhin brauchen können, die werden sie seegnen, wenn sie ihnen die artige, mittelmässige Kinder hinstellen, die mit der Welt überall so zufrieden sind, so gern einen Stand überneh-

men, und sich so ordentlich darinn halten, daß niemand über sie klagt. Die Jungen selbst werden in die Umstände, in die man sie setzt, recht gut sich zu schicken wissen, sie werden gern ihre Pflichten thun, andere ungestört neben sich hergehen lassen, wann sie schlechter sind, als sie und sind sie besser, so werden sie wenigstens sie nicht verfolgen, nicht hassen, sondern sie vielmehr hören, und wo die meisten Stimmen hingehen, gedultig und nicht ohne Sinn mitlaufen; sie werden das schiefe, das sie nicht ohne Anstrengung gerad machen können so lang schief lassen, bis andere kommen und daran drehen, und wenden; sie werden keine Johann Huß werden aber auch keine braten; kurz es werden brave Leuthe seyn, die ohne schlecht zu werden, bey den schlechten leben können, und wann der tapfere edle Mann aufsteht, der gegen Bosheit, Dumheit und Unverstand kämpft, ihm wenigstens den Rücken frey halten, bis er ausgekämpft hat. —

So denk ich mir ungefähr den Nathanael, der unter seinem Feigenbaum saß und vergnügt mit seiner Redlichkeit Pharisäer und Saducäer und Hohenpriester machen ließ, bis Christus ihm rief und er Christi ward! Diese redlichen Nathanaels wird man überall in dem Stand und in den Geschäften brauchen können,

wozu sie sich gewidmet haben, ihre Collegen; ihre Vorgesetzte, jedermann gut und schlecht wird mit ihnen zufrieden seyn, und wird schon ihr hic jacet bald ausgelöscht werden, so wirds doch weder Fluch noch Schande, sondern nur, die eben auch nicht unglückliche Erwartung der Mittelmäßigkeit, die Vergessenheit wirds auslöschen.

Ich leugne es nicht, lieber Iselin, ich bin diesen harmlosen Geschöpfen so herzlich gut, daß ich mit ihnen vergessen zu werden, für kein Unglück halte, und da mein Name ohne dis auf die Unsterblichkeit keinen Anspruch machen kann oder soll, so ruhe auch bey ihnen meine Asche, glücklich wann unter ihnen mein Leben ganz dahin geflossen wäre! -- Es ists nicht, aber Iselin lassen Sie uns nicht erröthen, für unsere Kinder eine solche Generation zu schaffen! Lassen Sie uns einmahl dem grossen Idealen entsagen und wenig abzwecken, um viel zu erhalten; ach das wenige wird uns schon viel kosten und wird in der dritten Generation noch nicht erreicht seyn!

Alle Erziehung hat — wenigstens denk ich mirs so, zwey Vorwürfe, einmal den Ressort zu spannen, der den Zögling zur Wirksamkeit

treiben soll, und dann ihm Werkzeuge zum wirken zu geben. Die Erziehung des vollkommenen Menschen spannt das gröste natürliche Hauptressort der edelsten Menschennatur, Liebe zum Guten und gibt keinen andern Stoff zu bearbeiten, als das Gute. Die Erziehung des mittelmäßigen spannt kleine eigennützige Ressorts, die sie in des Menschen Natur findet, setzt Kunstressorts dazu, die die andern doch nicht im spielen hindern, und giebt menschliche Verhältnisse zu bearbeiten. Die schlechteste Erziehung gibt und spannt blos Kunstressort und bearbeitet blosse Phantasien.

Ob die Erziehung, die uns die jetzigen Menschen gegeben hat, die schlechteste war, weis ich nicht; aber das ist, dunkt mich nur zu fühlbahr, daß das Hauptressort unserer itzigen Generation die Eitelkeit ist, das schlechteste Kunstressort unter allen; und daß der Stoff, den wir jetzt bearbeiten, zwey drittel Phantasien ist, die nur da sind, damit die Eitelkeit damit spielen kann. Eitelkeit, Ehrsucht und was die Franzosen point d'Honneur nennen, sind drey verschiedene Dinge. Ehrsucht strebt nach Beyfall und Lob anderer mit denen unser eigenes Gefühl übereinstimmt; Eitelkeit sucht Beyfall und Lob, zu dem oft das Herz stumm ist, dem

es oft widerspricht, das es oft verachtet; point d'Honneur ist nichts als Furcht vor Schande. Eitelkeit und Ehre sind immer thätig, Furcht vor Schand ist selbst bey ihrer Thätigkeit leidend, denn wann sie wirkt, so wirkt sie nur um einem Uebel zu entgehen, wenn jene wirken, so geschiehts um ein Wohl zu erhalten. Sehen Sie Sich nun um, lieber Iselin und forschen Sie nach dem Ressort unserer meisten Handlungen. Ich mag die Liste der Eitelkeit nicht verfolgen. Basedow glaubte ohne dis, ich hätte neulich eine Satyr oder eine Invektive gegen das menschliche Geschlecht schreiben wollen, da ich an nichts weniger dachte. Sehen Sie sich also lieber selbst um, wie wenig wir unsern Rang, unser Ansehen, unser Geld, unsre Gelehrsamkeit, selbst unsre Tugend geniessen; wie wir an allen diesen Dingen nur hängen, um des Abglanzes willen, der aus unsern Strahlen von andern wieder auf uns zurück prellt. Wie viel Freuden versagen wir uns um unsere Häuser zu vergulden? Wie vieler Ehre entbehren wir um gnädiger Herr zu heissen? Wie vieler Weisheit entsagen wir um gelehrt zu seyn? Wie selten gehen wir mit Gott um, um immer in der Kirche zu seyn? Wie wenig empfinden wir um für empfindsam gehalten zu werden? Wie wenig denken wir um

viel zu reden; wie wenig arbeiten wir, um viele Geschäfte zu machen. — Ich sinne auf keine Antithesen, Iselin, wie Sie vielleicht denken werden. Der Ruf des Herzens und der Ruf der Eitelkeit ist beständige Antithese! Und so ist unser ganzes Leben, und das ist der tiefe Grad von Schlechtigkeit auf dem wir liegen. Eine Erziehung, die mehr nicht thut, als uns da heraus zu ziehen oder vielmehr — dann mit uns ist einmahl nichts mehr anzufangen — eine Erziehung die unsre Kinder von der Eitelkeit bewahrt und sie zum unmittelbaren Genuß gewöhnt, würde schon überaus viel thun — Denn so denk ich mir die Grade des menschlichen Werths.

Der schlechteste und unwürdigste ist der, der bloß vom fremden Beyfall lebt, der bessere genießt unmittelbar sein eigen Wohl, der noch bessere genießt das Wohl seiner Mitmenschen, seines Vaterlands; der beste genießt die Harmonie der ganzen Schöpfung und schöpft selbst aus der Quell der Gottheit, wir wollen uns einige Zeit mit der ersten Stuffe begnügen. Wer weis und versteht, was ich damit sagen will, unmittelbar sein eigen Wohl zu geniessen, der wird ohne meine Erinnerung begreiffen, daß der, der das lehren will, vor al-

len Dingen seinen Zögling genau kennen muß; und da in der Verfassung, in welcher wir jetzt sind unter tausend Menschen nicht zehen seyn werden, die sich einiges Wohl schaffen können, ohne einen Stand im Staat zu haben, so muß ein solcher Erzieher auch den Stand wissen, zu dem sein Zögling bestimmt ist, und das Wohl und das Weh dieses Standes genau kennen.

Man sagt zwar immer der Erzieher sollte seinen Zögling nur Anfangs zum Menschen bilden, und ihn dann erst, wann er selbst über sich denken kann, einen Stand wählen lassen. Der Gedanke ist blendend, ist mehr, ist vernünftig, ist wahr und wesentlich in einer idealischen Erziehung oder einer bessern Welt; aber unter uns, wo die Eitelkeit der Eltern kaum warten kann, bis der Sohn zwanzig Jahr alt ist, und ihn schon dann als Advocat, als Rath, als Pfarrer, als Hofmeister an der Spitze einer Compagnie, wo nicht gar als Ehemann in einem gewissen Stand vestgesetzt sehen möchte; unter uns wo ausser dem noch die Stände alle so wenig erlauben Mensch zu seyn; wo so erstaunlich vieles ausserwesentliches, angenommenes, falsches in den Ständen erfordert wird — unter uns dünkt mich, kann man die Erziehung zu einem bestimmten Stand nicht so lang, auch

mit der besten Methode nicht so lang verschieben. Der einzige Soldatenstand und was dazu gehöret, Jäger, Stallmeister und dergleichen kann vielleicht erst die Menschenerziehung erlauben; der gelehrte Stand am allerwenigsten. Ich wollte, wann ichs für möglich hielte, lieber gar dem Erzieher überlassen, den Stand selbst zu wählen, für den der Zögling gezogen werden soll. Aber so philanthropinisch sind selbst sie wohl nicht, daß sie hier dem Vorsteher eines solchen Instituts die Wahl überlassen wollten. Wir begnügen uns also, daß er nur weiß zu was für einem Stand die Eltern ihre Kinder bestimmen.

Ein jeder Stand hat sein Wohl und sein Weh. Der Soldaten, und Gelehrtenstand gibt Ehre, Kraft und Weisheit, der Handelstand Reichthum, die übrige wenigstens Auskommen; alle Stände fordern aber eine besondere Art von Anstrengung und Verleugnung, und das ist ihr Weh. Dieses Wohl und Weh muß nun der Erzieher genau kennen; er muß ausser dem auch die Erfordernisse und Gegenstände jedes Stands vollkommen wissen und sie innig und deutlich einsehen. Kann ich das vom Erzieher fordern, so fordere ich noch weiter, daß er nun den ganzen Vorrath von Reizbarkeit,

wenn ich sagen darf in dem Zögling durchsuche und erforsche, was jeder Stand für ihn am angenehmsten und am beschwehrlichsten hat, um den Jüngling so begierig nach jenem zu machen, daß es Ressort wird, um alle Anstrengungen erträglich zu machen, die dieses und überhaupt die Vorbereitung zu dem erwählten Stand erfordert.

Ich schliesse von diesen Ressorts aus, die Ehrbegierde. Ich rechne die Ehrbegierde zu den angebohrnen Tugenden, und wie ich glaube, daß diese in der Erziehung behandelt werden sollen, werde ich hernach sagen. — Ehrbegierde kann aber kein Ressort für Kinder und Jünglinge seyn. Was sie zu thun haben ist noch zu wenig, um Ehre zu verdienen. Alle Ehre der Kinder wird also nur Nahrung der Eitelkeit und Eitelkeit ist gerade das Gift, das Unkraut, das ich mit aller Sorgfalt ausreuten möchte, und solte ich auch zehen Tugenden, zehen Vollkommenheiten, zehn schöne Hoffnungen mit ausrotten. Ehre ist und bleibt bloß eine Belohnung des Manns und gehört nie für Kinder. Ich werde nachher ein Sourrogat dieses Ressorts, das vielen so unentbährlich scheint, angeben.

Vorher aber wollte ich gern noch die natürlichen Ressorts aufsuchen die in den Zöglingen einen wahren Genuß geben und sie früh nach wahrem Genuß, so lüstern, ihn ihnen früh so empfindlich machen, daß sie den erphantasirten Genuß der Eitelkeit, für die wir nun allein leben, nicht achten werden.

Ich finde, wann ich den Vorrath der Begierden in dem kindischen und Jünglingsalter durchsuche, keine die allgemeiner wäre, als die Unabhängigkeit. Diese Begierde gibt wahren Genuß, sie bleibt dem männlichen Alter eigen und dauert durch das ganze Leben, sie ist auch immer zugleich ein Zweck aller der Bemühungen in allen Ständen und selbst der abhängigsten Diener schaft sich durch seine Unterwerfung Mittel auf einer andern Seite seinen Willen unabhängig zu haben. Man gibt den Hofleuten schuld, sie liessen sich von den Grossen auf die Köpfe tretten, um nur wieder andern darauf tretten zu können. Das thut und leidet der Favorit des Königs und der Schuster, wenn er nur einen Jungen halten kann; das ist oft die Hauptursache der Heurathen, des Anstellens einer eigenen Haushaltung, darum hält sich, wer keinen Diener haben kann, doch einen Hund, eine Katze, ein Huhn. Kurz alle Men-

schen wollen von der Wiege an bis zum Grab wenigstens etwas eigenes haben, in etwas unabhängig seyn. Diesen Naturtrieb, — den ich nicht verachte, der noch wenigstens einige Züge des Stempfels der Menschheit, die Züge der Freyheit, auch in unsern sklavischen Zeiten erhält — Diesen Naturtrieb sollte also mein Erzieher vorzüglich brauchen.

Keiner seiner Zöglinge sollte etwas eigenes haben, bis er es erarbeitet, aber dann sollt er auch das unabhängig haben.

Mit einem halbgeschäftigen Scharfsinn wird der Lehrer finden, was sein Zögling am liebsten hat. Ists ein Hund, ein Vogel, ein Pläzgen auf der Terrasse, Geld, Kästchen, Tische, was es ist, das sey der Lohn einer bestimmten Arbeit, aber ein Lohn, wovon keine Rechenschaft zu geben ist, und wie der Lohn verdient wird, so werde es die Unterhaltung.

Das sey aber dem Zögling kein willkührliches Gesetz, führt ihn herum in die Werkstädte, in die Studierstuben der Brodgelehrten, auf die Wachtstube, überall könnt ihr ihm zeigen, daß jeder etwas unabhängiges hat, daß es aber keiner umsonst hat. Ist der Junge arm, so

wird ers auch bald begreiffen, ist er reich und weiß es, so muß keine Gelegenheit vorbeygelassen werden, die Unsicherheit des Reichthums fühlbar zu machen -- Doch so schwär es ist, daß ein Reicher seelig werde, so schwär ists, daß ein Junge, der weiß daß er reich ist, wohl erzogen werde!

Ein anderer gleich wirksamer Trieb ist die Eßlust. Die Lacedämonier waren nicht unklug, daß sie ihre Kinder ihr Frühstück verdienen liessen. Unsere Weichlichkeit fürchtet gleich daß unsere Kinder verhungern, wenn sie nicht zur rechten Zeit ihr Essen bekommen; so gebt ihnen dann zu essen, aber so schlecht als nur immer möglich, wann sie nicht das bessere verdienen. Wenn ich sage das Bessere, so rede ich von keinen Leckerhaftigkeiten, und auch die sind, wenn sie wohl gebraucht werden, wie Basedow selbst erkennt, nicht schädlich — aber ich rede nicht davon, hingegen wann ich von schlechtem Essen sage, so rede ich von hartem schimmlichen Brod, von den elendesten Suppen, von allem dem was der Träge, durch seine Faulheit verarmte, so verdient essen muß, und was gerad genug ist, satt zu werden — Auch dieser Trieb ist nicht bloß im Kind. Er bleibt uns im ganzen Leben — Und damit ich das so früh bemerke als mög-

lich, ich wünschte die Kinder durch nichts zu lenken, als gerade durch solche Triebe, durch die sie auch als Männer wirken werden.

Der Genuß der Liebe zum andern Geschlecht ist auch ein Naturtrieb, der im Jünglingsalter nur zu mächtig wirkt; er ist von Rousseau mit Recht zu einem grossen Ressort bey der Erziehung empfohlen worden; allein soll er gebraucht werden, so müssen so viele äussere Umstände dazu kommen, daß in tausend und tausend Fällen darauf nicht zu rechnen ist. Ich wünschte an seiner Stelle beym Jüngling die reine glückliche Neigung zu den Familienfreuden als ein Ressort zu gebrauchen — Sie die Gott nur denen giebt, die er liebt — müssen bey einem Erzieher, der Kopf und Herz hat, in dem Jüngling einen erstaunlichen Eindruck machen, und seinen Zweck so bestimmen, seine Begierde nach nützlicher Thätigkeit so anfeuern, daß ich kaum glaube, daß der ein nichtswürdiger Mensch werden kann, der früh ein Gefühl für diese Seeligkeit hat, die fast himmlisch wäre, wann sie ewig wäre! Ist der Erzieher kein Mann der für diese Glückseeligkeit Gefühl hat, so zieh er die Hand weg von der Erziehung. Kann er sie aber fühlen, genießt er sie selbst; o so laß er ja die beste seiner Zöglinge oft zu seiner Feuerseite kommen, oft

sehen, wie er unter seinen Kindern mit — ich kann das nicht ausmahlen, wie ichs fühlte — Sie wissen warum? Freundschaft macht das Leben so seelig und das Gefühl für sie ist so innig in die Menschenseelen verwebt, die künftig nur von Liebe und Freundschaft leben sollen, daß gewiß kein Kind seyn kann, wenn es nicht durch Eitelkeit verdorben, wenn es eines wahren Genusses noch fähig ist, das für sie nicht fühlbar wäre! fühllose Pedanten haben sie zur Pflicht gemacht, und sie ist doch weder zu befehlen noch zu lernen, sie ist eine blosse Gabe Gottes im Genuß; der Trieb zu ihr ist Rest des Ebenbildes Gottes, das in keinem Menschen ganz verstorben ist. Sie kann, eben so wie die Familienfreude Zweck der äussersten Thätigkeit des Jünglings seyn. An der Spitze einer Familie stehen, ihr Unterhalt zu schaffen, sie zu schützen, zu regieren, zu bilden, zusammen zu halten, ihr Freude zu geben und von ihr Freude zu nehmen, oder einen Freund zu haben, der Vertrauen auf uns setzt, der Vergnügen an unserm Umgang findet, der von uns unterstützt wird, und uns werth seiner Unterstützung achtet, das fordert alles Werth und Werth zu erwerben, so viel zu erwerben steht und so viel die itzige Welt tragen kann, ist auch unser Zweck, so wenig wir uns vom mittelmäßigen zu entfernen den-

ken. Unmöglich kann der Jüngling unthätig bleiben, der die Glückseeligkeit der Familienfreude ahndet, und hat gar der Erzieher den Verstand und das Geschick seine Zöglinge zu paaren; jedem seinen Freund zu geben der ihn liebt, der seine Sorge und Bedürfnis und seinen Vorrath mit ihm theilt, dem er bald helfen, bald rathen soll, von dem er oft Hilfe und Rath sucht, welch ein neues Feld von Thätigkeit wird sich dann eröffnen!

Spiel und Vergnügen ist wieder ein Zweck des Kinds und des Manns, der Gegenstand ist verschieden, aber die Mittel zum Genuß können wieder einerley seyn. Ich sage davon nichts, dann dieses Ressort wird schon überall gebraucht, nur hie und da vermischt mit Pedanterie; eine Vermischung die keine Erziehungsschrift heben wird, sondern es kommt auf das Glück an, ob der Erzieher Witz und Herz hat, das Spiel zu erfinden, zu lenken und Freyheit ohne Ausschweiffung und Gefahr dabey zulassen.

Noch ein Naturtrieb ist, sich seiner Händewerke zu freuen. Die Anwendung dieses Triebs ist zwar auch zimlich allgemein worden, aber unter der Hand eines weniger scharfsinnigen und weniger zaudernden Erziehers wird dieser Trieb

meist umgeschaffen zur Eitelkeit. Man glaubt der Jung geniesse seine Schrift, seine Uebersetzung, seinen Aufsatz, seinen Riß nicht, wann er ihn nicht überall herumzeigt, überall damit gelobt wird, ein bene oder optime darunter hat — Es ist mit einem plumpen Erzieher der alles mit Händen greiffen will, nichts anzufangen. Ein feiner wird aus den Augen des Zöglings sehen, wie er sich freut, so etwas zu Stand gebracht zu haben. Er läßt ihn die Freude geniessen, wanns gut ist, bittet sichs wohl aus von ihm in seine Sammlung, oder sagt ihm trocken mach mehr solche, daß du ein Buch davon bekommst; ists schlecht, so schenkt er ihm etwa, wie zur Belohnung für seine Arbeit eine bessere Arbeit von der Art und läßt das wirken ohne sein Urtheil durch des Zöglings eignen Geschmacke.

Auch die Achtung und Liebe der bessern als wir ist ein Zweck eines edlen Triebs, der aber auch nur zu oft Eitelkeit wird. Auch hier ist also grosse Vorsicht nöthig. In den meisten neuen Erziehungsinstituten, fühlt man die Wichtigkeit dieses Triebs, und sucht ihn anzubauen, daher die Senate der Kinder, die Kindergerichte und dergleichen, zu welchen man diejenige Zöglinge zieht, welche man vorzüglich unterscheiden, und belohnen will. Ich

halte dieses Mittel für gefährlich. Es reizt wieder die Eitelkeit und ist wieder eine blosse Schuleinrichtung, die im künftigen Leben ihres gleichen selten hat. Auch werden die Jünglinge um ganz anderer Eigenschaften willen in den Senat gezogen, als diejenige sind, welche der Zweck des Senats erfordert. Es ist sich leicht vorzustellen, daß diese Kinderberathschlagungen viel kindisches haben werden, daß die Lehrer und Vorsteher doch alle Stimmen allein haben werden, und daß also der Jüngling, der dazu gezogen wird, nur eine Art von Ehre genießt, zu welcher er sich unfähig erkennen muß, so bald er ein Wort in der Sitzung sagen soll. Die Perser hatten freylich eine ähnliche Einrichtung. Ihre Kindergerichte waren aber ungleich mehr eine Schule als eine Anstalt, wodurch die Jünglinge vorgezogen, oder belohnt werden sollten. Der Jüngling fühlte sich da immer Jüngling, in den neuen Instituten fühlt er sich Mann, Mann der aufs ganze Einfluß haben soll und doch fehlt ihm die Kraft den Posten auszufüllen. Ungleich besser scheint mirs, daß vielmehr ohne alle diese Umstände der Unterschied der bessern, klügern, geschicktern, ädelgesinntern Jünglinge mehr durch das von den Lehrern und Erziehern ihnen zu bezeugende Vertrauen, durch ihre Freundschaft,

durch ihren Umgang, nicht dem Institut öffentlich bekannt, sondern dem Jüngling vielmehr selbst fühlbahr gemacht werde. Ich erinnere mich von einem jetztlebenden sehr verdienstvollen Mann gehört zu haben, daß ein gewisser grosser Minister ihn auf die Art zu dem gemacht hat, was er ist. So bald der Minister merkte, daß der Jüngling Geschick und Gaben zu öffentlichen Geschäften hatte, fieng er an ihm allerley Staatshändel, die in seinem Ministerium vorgekommen, zu entdecken und gab ihm unter dem Siegel der äussersten Verschwiegenheit auf, in diesen Geschäften bald an einen Fürsten, bald an einen Minister zu schreiben, Gutachten zu machen, Vergliche zu entwerfen, Berichte aufzusetzen, kurz alle Geschäfte zu machen, die der gröste Staatsmann zu machen hat. Er besserte die Aufsätze manchmahl, manchmahl nicht, immer ließ er sie aber von dem jungen Menschen abschreiben und nahm sie wieder zu sich, als ob er wirklich Gebrauch davon machen wollte. Als der junge Mann endlich zu den Geschäften wirklich fähig war, gab er ihm ein Kästchen mit Pappieren, und wie erstaunte er als er da alle seine Ministerialaufsätze wieder fand, die alle über erfundene Geschäfte gemacht und wovon keiner gebraucht worden war. Er fühlte da den ganzen Werth der

Weisheit des grossen Mannes, und wurde selbst in seiner Art ein grosser Mann.

Sollte diese Methode nicht den Kindernsenaten vorzuziehen seyn? Das Gefühl der Wonne bey dem Vertrauen und der Achtung anderer Menschen, ist ädles Gefühl im Menschen, das nur durch Mißleiten Eitelkeit oder Ehrbegierde wird, das aber dem unverdorbenen Kind und Jüngling eine unbegreiflich viel reinere Freude giebt. Die Classificirer werdens freylich unter das Capitel der Ehre setzen, aber wer über seine Empfindungen ohne Schulweltweisheit nachgedacht hat, der wird fühlen, daß es eine unmittelbare Wollust gibt, die noch reizender ist, wenn kein Mensch darvon weiß und die wieder an dem durchs ganze ädle Menschenleben, durchlauffenden Faden der Liebe anhängt. Auch von einem geringern einem verachteten geliebt zu werden ist schon eine reine Wollust, aber gar von einem grossen verehrten Mann, bis zum Umgang, bis zur Vertraulichkeit — mehr bis zum Vertrauen geliebt werden, ist eine Seeligkeit, die wann der Jüngling sie einmal empfunden hat, ihn gewiß — gegen alle Laster, alle Unarten sichert, wodurch er sie verliehren könnte, die ihn zu allem Guten antreibt, was sein älterer herablassender Freund verlangt, die

den, ihm allmächtig macht. -- Es ist unmöglich, daß der ein Betrüger werde, dem sein Erzieher seinen Beutel anvertraut hat; daß der ein ungeschickter Mann werden kann, den sein Lehrer in seinen Geschäften gebraucht hat, daß der nicht ein treuer dienstfertiger Freund werden sollte, der die Freundschaft seines Lehrers mit all ihrem Anhang von Wohlthun und Wohl empfangen, Vertrauen und vertrauen lassen, Freude geben und Freude nehmen genossen hat. Denn wer diesen so ädlen selbst in unsern schlechten Zeiten nicht verlohrnen, nicht verachteten Trieb anwenden will, der hüte sich ja, allein, alle Kosten der Freundschaft zu übernehmen.

Er lasse sich ja herab des Schülers zu bedürffen, lasse sich herab vor ihm mit Adel Gefälligkeiten zu empfangen, von ihm Rath und Hilfe zu nehmen. Der Eitele kann selten begreiffen, daß es eine Wollust ist, dem Freund zu geben, er nimmt also ungern vom Freund, und hält alles, was der ihm gibt, für Kauf, wofür er seine Freyheit, seine Unabhängigkeit, seine Gleichheit mit seinem Freund hingeben müsse. Es ist nicht, und wer glaubt es wär, wems weh thut vom Freund zu nehmen, was der geben kann und gerne gibt, wer nicht weiß,

daß seine Liebe und seine Freundschaft tausendmahl mehr gibt, als er vom Freund empfängt, der hat nie geliebt, den hat selbst seine Bedürfniß eitel gemacht, der ist nahe ein schlechter gemeiner eitler Mensch zu werden. Das sey unter tausenden auch dir gesagt *** wenn du das liest, und dich erinnerst, daß du mir vorwarfst, ich wollte Freunde kauffen!

Es ist noch ein erstaunlicher Vorrath von natürlichen Trieben in der menschlichen Natur überhaupt und in jedem einzeln Menschen übrig, die der Erzieher alle zu seinem Endzweck eben so brauchen kann, wie die, welche ich bisher erzählt habe. Ich bin schon so weitläuftig worden, und habe noch so viel zu sagen übrig, daß ich diese unmöglich noch anführen kann. Was nützts auch? der Erzieher, der sie brauchen soll, muß sie selbst finden, und kann er das nicht, so wird er sich gewiß vergreiffen, wann man ihm auch eine noch so lange Liste davon hererzählen wollte. Ich habe auch diese nur mit einiger Genauigkeit durchgangen, damit man desto leichter und besser verstehen kann, was ich damit sagen will, daß man die Zöglinge früh zum unmittelbaren Genuß ihres itzigen, und weil es in der Natur liegt, auch künftigen Wohls gewöhnen und

daß man die angebohrne Begierde nach diesem Genuß als Ressort zur Thätigkeit im Kind und im Jüngling eben so gebrauchen soll, wie sie im Mann gebraucht werden. Alle diese Ressort werden, aber schwächer als die Ehrbegierde, werden langsamer, werden weniger glänzend wirken! Ich weiß es, was nützen aber eure frühzeitige Wunder, eure glänzende Vielwisses? — Nein, ich kanns Basedowen nicht verzeihen, daß er seine Zöglinge, so in die Welt auspräkonisirt, daß er mit dem frühen Lesen und Sprachen verstehen und viel wissen, so viel Lärm macht, daß er halb Deutschland zu seinen Prüfungen ruft, und überall Attestate von den Wundern, die da gefunden worden sind, in die Welt schreiben läßt. Sind unsere Zeitgenossen nicht schon eitel genug? Treiben unsre Väter und Mütter nicht schon genug ihre Kinder früh zu Männern zu machen; hat nicht die Vielwisserey schon genug Weisheit und Gelehrsamkeit verschlungen? Und was ist am Ende alle das Wissen und Vielwissen gegen die Bescheidenheit, gegen die reine Stimmung, Leben und Welt und Wissenschaft selbst zu geniessen. —

Ich ehre Basedows Thätigkeit, und er wird mirs verzeihen, daß ich mit der Offenherzig-

keit, mit welcher er über Erkaltung der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit, der Freude am Guten klagt, und alle Menschenfreunde auffordert ihn zu unterstützen, ich auch hier bey Versicherung, daß ich an der Redlichkeit seiner Absichten nicht zweifle, ihn noch einmal bitte erst genauer zu überlegen, was der Zweck seiner Erziehung seyn soll; dann ganz in der Stille mit seinen weisen Freunden über die Mittel dazu zu rathschlagen, und eben so in der Stille seine Schule zu öffnen oder fortzusetzen. Er hatte nicht zu fürchten, daß er sie nie würde öffnen können, ohne solche laute und fast mehr als zudringliche Anreden ans Publicum — Sie wissen, wie bescheiden unser Freund Pfeffel in Colmar sein Werk anfieng. Noch weis der gröste Theil von Deutschland, selbst in unsern Gegenden wissen viele noch gar nichts von seiner Einrichtung und seiner Schule; und er ist blind; hatte einen Gesellschafter der ihn überall kreutzte, in Nachtheil setzete und in tausend Händel verwickelte, fand vom Religionshaß unmittelbare Hindernisse auf seinem Weg, hatte keinen wohlthätigen Fürsten der ihn trug, schloß noch dazu, alle dem gelehrten Stand gewiedmete Kinder aus, und wählte einen Plan, den nur wohlhabende Eltern billigen konnten; demungeachtet ist sein Institut in kurzer Zeit so an-

gewachsen, daß er Grafen und Edelleuten Gesetze vorschreiben kann, daß er mehr Mühe hat, Zöglinge abzuweisen als aufzunehmen, daß unser edler Freund Lerse sich eine Ehr und eine Freude daraus machte mit ihm dem Institut vorzustehen, daß es ihm nie an brauchbaren und guten Lehrern fehlt, und daß wenn sein und Lersens thätiger liebender aufgeklärter Geist sich erhält, es seiner Schule nie an Schülern fehlen wird.

Ich habe nie gehört, daß er Wunder zu liefern versprochen hätte, nie daß er öffentliche Prüffung angestellt hätte; er gesteht, daß er nur Menschen für das Bedürfniß unserer Zeiten bilden wolle, daß er nur das ädle, das er in seinen Zöglingen finde, ausarbeiten wolle, und selbst den Eltern entdeckt er zuerst die Fehler und das Abnehmen, und das Ungeschick ihrer Kinder, ohne ihnen eine Schmincke zu leihen, um die Eltern oder das Publicum zu blenden. Dem ungeachtet ist noch kein Vater mißvergnügt mit ihm gewesen, keiner seiner Zögling ohne Betrübniß von ihm gegangen, warrum wählte nicht Basedow eben den stillen schönen Weg? Warum ruft er so laut zu seiner Schule? Warum richtet er alles so auffallend — ich such das gelindeste Wort, ein — um uns

eine neue Generation zu geben, deren ganzer Geist nichts seyn kann, als Eitelkeit und Prahlerey! — Ich rede nur von Basedown, denn unser Freund Salis ist abgetreten, und über Barths Institut habe ich gar nichts zu sagen.

Der Gesichtspunct, in dem ich Basedows Institut und Verfahren ansehe, mag übrigens richtig seyn, oder nicht; so ist es wenigstens mir anschaulich klar, daß alle Würkung der Erziehung, wenn sie dauerhaft seyn soll, langsam und unmerklich seyn muß, und der ist nie mein Mann, der in Jahr und Tag meinen Sohn zum Wunder machen will. Laßt also die Ressorte die ich vorschlage, langsam und ohne Glanz und Aufsehen wirken. Aber in einer Welt wie diese und bey Menschen von unsern itzigen Menschen gebohren, muß doch noch ein Kunsttrieb gebraucht werden, um diese andre Naturtriebe zu beleben, wo sie sinken, und sie immer in Schranken und in gehörigen Verhältnissen zu halten.

Ich habe mich schon erklärt, daß Eitelkeit und Ehrbegierde, das in den Kindern nicht thun kann noch soll; ich habe aber ein Surrogat dafür versprochen, und das ist das point d'honneur oder was nach meinem Begriff einerley ist, die Furcht vor Schande. Da ich schon gesagt habe,

daß ich nur den Zweck habe, mittelmäßige Menschen zu bilden, so wird mir niemand vorwerfen, daß das kein edler Trieb ist. Ich weiß, daß es edlere gibt, ich habe aber nach meinen Grundsätzen genug, wenn alle nur diesen Trieb haben. Die, welche, wenn sie Männer sind, erhabenere Triebe in sich fühlen können, werden sie fühlen ohne unsere Erziehung; die, die sie nicht fühlen können, werden, wenn man unter hundert kaum zwey ausnimmt, doch gewiß gegen die Schande empfindlich seyn!

Das Leiden ist immer mehr schmerzhaft als der Genuß angenehm ist, darum ist Furcht vor Schande allgemeiner und wirksamer als Ehrbegierde. Ehre ist ausser dem unter Kindern ein blosses Spiel der Einbildung, aber Schande ist eine wahre Empfindung. Unser Freund Lerse erzählte mir einmal, daß in Pfeffels Schule ein Zögling der zu allem unempfindlich war, mit einer Schandstrafe, wie sie bey ihm auf die gröste Fehler gesetzt ist, bestraft worden. Drey Tage litt er darunter empfindlich. Am vierten wurde sie seine schlechte Seele gewöhnt; da sah ihn einer seiner Mitschüler lachen. Die Möglichkeit unter einer solchen Last von Schande zu lachen, war dem edlen Junge, der das sah, so unbegreiflich, daß er Lersen mit Erstaunen

sagte, der Bestrafte müßte eine abscheuliche Seele haben, er habe schon wieder gelacht — Ich habe unter Pfeffelns Schülern bey Austheilung der Ehrenzeichen keine Freude gesehen, die nur den zehnten Theil so groß gewesen wäre, als dieser Abscheu vor Schande!

Die Furcht vor Schande ist ferner auch ein Gefühl, das uns durchs ganze Leben begleitet, und diese Empfindung, ob sie gleich gröstentheils nur in der Einbildung besteht, oder doch aus ihr fließt, wird also wieder nicht für die Schule sondern für das ganze Leben erregt.

Ich weiß wohl, daß sie auch leicht in falsche Schaam ausartet; aber wars doch selbst in des Schöpfers Plan nicht möglich, menschliche Natur zu bilden, ohne an Klippen zu stossen, und die falsche Schaam, die Klippe der Furcht vor Schande, ist ungleich weniger gefährlich, als die Eitelkeit, die Klippe der Ehrbegierde!

Ich würde in dieser Idee nicht wie Pfeffel und andere der Kinder Verdienst mit Ehrenzeichen belohnen, sondern ich würde vielmehr jedem Zögling gleich beym Eintritt in das Institut ein solches Zeichen geben, das wie das Zeichen des bürgerlichen Werths oder der Unschuld von

ihm bewahrt werden müßte, und das er verlöhre wenn er Schande verdiente— Aber Schande, nicht willkührliche in den Schulideen, sondern eben die Schande, die dem Mann auffällt, wenn er seiner Pflicht entgegen handelt, wenn er den Freund verläßt, undankbar ist, sein Vermögen verschwendet, Liederlichkeit treibt, oder keinen Nerv hat die Stelle zu behaupten, auf die er sich gesetzt hat.

Ich glaube, ich habe genug — vielleicht hab ich nur zu viel gesagt, von den Mitteln die Thätigkeit im Zögling zu reizen. Nun kommt es noch an auf den Zweck dieser Thätigkeit.

Das Alter des Zöglings und das Alter des Manns unterscheiden sich darinn, daß jener nur die Werkzeuge vorbereiten soll, dieser soll sie brauchen. — Auch diese Beobachtung ist, dünkt mich schon genug, jeden der mich versteht, zu überzeugen, daß Ehre nicht die Belohnung des Jünglings seyn kann. Das Farbereiben und Pinselausputzen gibt dem Mahler die Ewigkeit nicht; und reibt er sie nicht fein, putzt er nicht reinlich; so gewinnt er sie doch nicht. Es ist aber diese Beobachtung auch ausser dem noch sehr wichtig für den Lehrer, sie zeigt ihm seinen Zweck überhaupt und bey jedem Zögling insbesondere, wie es der Stand

will, dem er bestimmt ist. Ein jeder Stand braucht die zwey Werkzeuge, die wir haben, unsere Leibeskräfte und unsere Seelenkraft, einer mehr die, der andere mehr jene. Die erste Sorge des Lehrers muß also seyn zu untersuchen, ob er die oder jene mehr bearbeiten soll.

Die Bearbeitung der Werkzeuge ist mühsamer als ihr Gebrauch, denn sie geschieht ohne Werkzeug durch die blose Thätigkeit oder vielmehr der Lehrer ist eigentlich das Werkzeug das die Werkzeuge des Schülers bearbeiten muß — Dieser Gedanke steht nicht da, um etwas glänzendes oder witziges zu sagen, ich habe ihn hieher gesetzt, um dem Lehrer oder vielmehr dem Erzieher die erste grosse Pflicht begreiflich zu machen, daß bis das Werkzeug im Schüler selbst arbeiten kann, er immer mitarbeiten muß — Um mich deutlicher zu erklären, muß ich körperliche Arbeit und Arbeit der Seele unterscheiden.

Der künftige Zustand unserer Zöglinge erfordert, entweder Thätigkeit des Körpers, oder Ruhe des Körpers. Beydes ist im Anfang mühsam, bis der Körper dazu gewöhnt wird, denn es ist bekannt, daß Fertigkeit etwas zu thun, alle Mühe wegnimmt, daß aber die Fertigkeit nur durch öftere Wirkung erhalten wird.

Eben so bekannt ist, daß alle Mühe leichter wird, wenn ein anderer sie auch übernimmt. Es sey nun das Folge der Geselligkeit des Menschen, Sporn der Nacheifferung, Zerstreuung, kurz was es ist, so ist die Erfahrung richtig. Ich fordere also vom Erzieher, daß er mit dem Zögling, der Thätigkeit des Körpers erwerben soll, wenigstens Anfangs bis einige Fertigkeit da ist, alle körperliche Anstrengung zugleich übernehme. Er muß Frost und Hitze, Hunger und Durst, Müdigkeit, wachen, arbeiten, gehen, klettern, schwimmen, tanzen, fechten, alles muß er zugleich thun und leiden mit dem Jüngling. Er muß anfangs mehr thun, am Ende aber wann die Uebung bald Fertigkeit worden ist, muß er den Zögling mehr thun lassen. — Eben so muß er mit dem künftigen Gelehrten, dem Kaufmann, dem Handwerksmann, sitzen und schreiben und lesen und lernen und exzerpiren und rechnen, und arbeiten — Ich kann mich auf die einzle Arbeiten des Körpers nicht einlassen. Es ist schon so viel davon gesagt worden, daß es überflüssig seyn würde, mehr davon zu sagen, wenn man nicht selbst ein vollständiges Erziehungsbuch schreiben will — und das kann ich, und werde ich nicht; ich gebe Ihnen nur einen Theil meiner Hauptideen.

So mechanisch die körperlichen Arbeiten und die Ausbildung der körperlichen Werkzeuge ist, so mechanisch ist auch die Ausarbeitung des Gedächtnisses. Man hat schon lang das Auswendiglernen aus den Schulen vertreiben wollen — Ich weiß es wird grosser Mißbrauch damit getrieben, aber das Gedächtniß ist doch nicht anders zu bilden und der Brodtgelehrte — dergleichen wir viele ziehen wollen, selbst der eigentliche Gelehrte muß doch immer mechanische Seelenarbeit genug treiben, um es nöthig zu machen, daß der Zögling, der für einen solchen Stand gebildet werden soll, sich früh dazu gewöhne. Ich kann also wenigstens es nicht mißbilligen, daß der Zögling Wörter, daß er wohlerklärte grammatikalische Regeln, daß er Stellen aus alten Schriftstellern, die ihm gefallen und dergleichen auswendig lerne und Basedows Methode die Sprache beyzubringen, mag gefallen wem sie will, den künftigen Gelehrten würde ich sie so nicht lernen lassen, bis er sein Gedächtniß genug geübt, und eine Fertigkeit in der mechanischen Gelehrtenarbeit erhalten hat. Ich rechne zu diesen mechanischen Arbeiten der Gelehrten, das Excerpiren, das Nachschlagen, das Conferiren und dergleichen, die man dem Zögling sobald noch nicht aufgeben kann und wozu Gedult und Stillsitzen erfor-

dert wird, wozu der Zögling durch nichts bequemer und nützlicher gewöhnt werden kann, als durchs Abschreiben und Auswendiglernen — Dem künftigen Soldaten, dem künftigen Landmann, dem künftigen Handwerksmann mag man die Sprachen so leicht machen als man will.

Die Ausbildung des Verstands und der Vernunft und die Anschaffung des Stoffs den der Zögling künftig bearbeiten soll, erfordert aber einen andern Weg. Hier bin ich selbst sehr geneigt, zu wünschen, daß wenigstens im Anfang, im ersten Durchgang durch jede Wissenschaft alles so leicht gemacht werde, als möglich, ohne der Gründlichkeit zu schaden. Ob die bisherige Lehrbücher, das Elementenbuch nicht ausgeschlossen, dieses geleistet, will ich und kann ich jetzt nicht beurtheilen.

Es würde mich diese Untersuchung zu weit führen.

Ich begnüge mich also meine Gedanken von der Sache nur mit einigen Worten zu sagen.

Ich habe dünkt mich bemerkt, daß unsre Seele sich nicht lieber und nicht leichter mit ei-

ner Untersuchung beschäftigt, als wenn sie vorher den ganzen Gegenstand im groben und seine Anwendung übersehen hat. Die Ausarbeitung wird ihr alsdenn viel leichter. Ferner habe ich in allen Wissenschaften, welche ich berührt habe, gefunden, daß in ihnen ein gewisser Faden durchlauft, an den sich die einzle Theile hängen und daß man die Wissenschaft nie besser, leichter, sichrer und gründlicher lernt, als wenn man den Faden vorher gefunden hat. Aus diesen Bemerkungen habe ich mir den Begriff von einem Elementarbuch gemacht, daß es mehr nicht, als diesen Faden diese Vorstellung jeder Wissenschaft im groben Umriß geben sollte. Um mich deutlich zu erklären, will ich einige Wissenschaften berühren und die Hauptideen bemerken, worauf ich wünschte, daß der erste Theil des Elementarbuchs sich herum drehte.

Ein Elementarbuch der Logik sollte nach dieser Idee also ungefähr so viel, aber viel anschaulicher und deutlicher enthalten.

Wir haben Vorstellungen und Begriffe von dem was in uns ist, und von den Dingen ausser uns; wir erfahren auch täglich die Wirkung der Dinge, die in uns sind, und der Dinge ausser uns. Die Dinge können aber so versteckt

und

und verändert vorkommen, daß wir sie gleich nicht entdecken können, oft werden sie so besonders zusammen gesetzt, daß wir ihre Wirkung in der Art noch nicht erfahren haben; Es kann uns aber oft nöthig seyn, die Dinge zu kennen, von einander zu unterscheiden und ihre Wirkung voraus zu wissen; deswegen müssen wir lernen die Eigenschaften aller Dinge zu wissen, die bey ihnen unveränderlich sind; das nennt man die Dinge erklären oder definiren. Wann wir anfangen wollen die Eigenschaften aufzusuchen, so finden wir, daß unsere Vorstellungen von den Dingen sehr verschieden sind, einige erkennen wir nur durch die Sinne, von diesen wissen wir mehr nicht, als daß sie unserm Sinn so vorkommen und dann schreiben wir ihnen die Eigenschaften zu, unsern Sinn, auf diese oder jene Art zu rühren; andere haben zugleich eine Wirkung auf unsere Seele, und diesen schreiben wir dann die Eigenschaften zu, womit wir diese Wirkung zu benennen pflegen. Wenn wir nun die Dinge in und ausser uns und ihre Wirkungen und Eigenschaften so kennen, dann sind wir im Stand uns zu überzeugen, ob zwey Dinge einerley, ob sie verschieden und wie und in was sie verschieden sind, das ist wir können urtheilen, denn urtheilen, ist nichts anders als sagen,

das ist das, oder das ist nicht das. Kennen wir alle Eigenschaften eines Dings und können wir auch sagen, welche dieser Eigenschaften immer in dem Ding sind, welche veränderlich sind, so können wir mit Wahrheit urtheilen, das ist wir können sagen, es ist unmöglich, daß das anders sey. Kennen wir aber nur einige Eigenschaften des Dings, dann können wir nur mit Wahrscheinlichkeit urtheilen, das ist wir können sagen, das scheint das Ding zu seyn, oder nicht zu seyn. Um alles das zu finden, hat man gewisse Regeln erdacht, nach welchen man am leichtesten entdecken kann, was für Begriffe oder Vorstellungen, wir von den Sachen in und ausser uns haben, wie man die veränderlichen und unveränderlichen Eigenschaften der Dinge am leichtesten aufsuchen, und sich am sichersten überzeugen kann, ob man sie alle gefunden, und recht begriffen habe; damit man urtheilen könne ob ein Ding, eben das Ding ist, das wir uns vorstellen.

Es ist aber das noch nicht genug. Die Dinge in und ausser uns gehen uns vornehmlich deswegen an, weil sie eine Wirkung auf uns oder andere Dinge haben. Wollen wir die Wirkung abwarten, so können wir oft dadurch uns sehr unglücklich machen, deswegen ist un-

ſre Seele geſchickt gemacht worden, erſt aus den Empfindungen der Wirkung, die die Dinge auf uns oder andre haben, auf ihre Eigenſchaften, und denn von ihren Eigenſchaften auf ihre Wirkung zu ſchlieſſen. Das kann nun auf vielerley Art geſchehen. Von der Wirkung auf die Eigenſchaft, von der Eigenſchaft auf die Wirkung, vom Mangel der Eigenſchaft auf den Mangel der Wirkung, von dem Mangel dieſer auf den Mangel jener; von der Unveränderlichkeit der Eigenſchaft, auf die Gewißheit der Wirkung, von der Veränderlichkeit der Eigenſchaft auf die Ungewißheit der Wirkung u. ſ. w. Alles aber beruht immer auf dem einen Satz, wie die Eigenſchaft iſt, ſo iſt die Wirkung und was ich von der Eigenſchaft weiß, das weiß ich auch von dem Ding, das ſie hat und von ihrer Wirkung. Um aber auch dieſe Schlüſſe zu finden und mit Richtigkeit zu machen, hat man wieder gewiſſe Regeln geſammlet, nach welchen man Schlüſſe machen, und prüfen kann, ob ſie wahr oder nur wahrſcheinlich oder gar falſch ſind.

Die Sammlung der Regeln, nach welchen wir unſere Begriffe von den Dingen feſtſetzen, die Dinge beurtheilen und Schlüſſe auf ihre Wirkungen thun können, nennt man die Logik

oder die Vernunftlehre und die Absicht dieser Lehre ist blos die, uns Mittel an die Hand zu geben, wodurch wir finden können, ob unsere Begriffe, Urtheile und Schlüsse wahr oder ob sie wahrscheinlich sind.

Freylich kann man auch ohne diese schon sehr oft empfinden, daß ein Begriff richtig, wahr und vollständig, ein Urtheil wahr oder falsch, ein Schluß gegründet oder irrig ist, oder was wahrscheinlich ist, oder nicht, und diese Empfindung nennt man das Gefühl der Wahrheit, oder den Menschensinn! Allein weil die Menschen eine sehr ungleiche Portion von Menschensinn haben, weil viele aus Eigensinn oft das Gefühl der Wahrheit läugnen, und weil auch viele Begriffe und Schlüsse so verwickelt sind, daß der Menschensinn ihre Wahrheit oder Falschheit nicht fühlt, so sind doch die Regeln gut und nützlich; denn will man einen überzeugen, der keinen Menschensinn oder kein Gefühl von Wahrheit hat, oder der es verbirgt, so darf man ihn, wanns nöthig ist, ihn zu überzeugen, nur auf die Regeln zurückführen. Läugnet er diese, so kann man ihm so viele Abgeschmackheit aus seinem Läugnen darlegen, daß man ihm endlich das Geständniß des Gefühls der Wahrheit abzwingt oder rege macht;

und kömmt uns selbst etwas vor, wo unsre Begriffe sehr verwickelt sind, so wird uns nichts besser helffen, sie aus einander zu setzen, als eben diese Regeln.

Das wär ohngefähr ein Skize eines Elementarbuchs der Logik das dann freylich noch etwas erweitert mit Exempeln deutlich und sonderlich durch den Vortrag ungleich faßlicher gemacht werden muß. So bald aber der Schüler das deutlich begriffen hat, wird er gewiß mit doppelter Begierde und doppeltem Nutzen und mit halb so grosser Mühe die Logik studieren, und die nur berührte oder noch übergangene Gegenstände derselben immer an dem rechten Ort und in das gehörige Licht setzen.

Auf eben die Art ließ sich ein Elementarbuch der Metaphysik schreiben, wenn man etwa den Gedanken verfolgte und den Hauptsatz in dieser nützlichen und mit Unrecht verachteten, aber auch sehr verschändeten Wissenschaft anwendete, daß nemlich wir von den Dingen in und ausser uns mehr nicht deutlich wissen, als ihre Wirkungen, daß wir aber diese Wirkung uns nicht anders denken können, als Folgen einer Eigenschaft in den Dingen. Daß wir diese Eigenschaften endlich uns auch nicht denken

können, als in einem bestimmten Ding, von dem wir zwar keinen Begriff haben, das wir aber, um uns davon ausdrücken zu können, Substanz nennen.

Daß um unsere Begriffe zu ordnen und schliessen zu können, wie sich diese Begriffe gegen einander verhalten, welche beysammen stehen können, oder nicht, nöthig ist zu untersuchen, was zu dem Begriff einer solchen Substanz gehört, wann sie diese oder jene Eigenschaft haben soll, wie sich unsere Begriffe von dem Zusammenhang dieser Substanzen, ihren Eigenschaften und Wirkungen gegen einander verhalten; und warum der Menschensinn einige denken kann, andre nicht.

Der erste Theil des Elementarbuchs der Mathematik wird durch die Hauptheile der Arithmetik und der reinen Geometrielehren, daß sie nur die Absicht habe zu zeigen, wie man aus bekannten Zahlen und aus bekannten Grössen unbekannte finden soll.

Die Skize der Physik, was für Eigenschaften die Dinge haben, die auf unsere Sinnen wirken, wie diese Wirkungen sich gegen einander verhalten, wie sie einzeln und wie sie in den

1000fachen Zusammensetzungen auf uns und auf die Dinge ausser uns wirken; und wie diese Wirkungen vermehrt, verändert, geschwächt, aufgehalten werden können.

Die bürgerlichen Geschichte würden so skizirt werden, wann man einen Faden suchte, wie die grossen Menschenbegebenheiten von Anfang der Welt bis zu uns aneinander hangen, wobey ich die so sehr und wie ich glaube mit Unrecht verachtete Methode der vier Hauptmonarchien allen andern Methoden vorziehen und alle besondere Begebenheiten, die nicht auf die Veränderungen des Hauptzusammenhangs der grossen Weltbegebenheiten Einfluß haben auszulassen und erst in dem folgenden Theil nur an den Hauptfaden zu hängen wünschte.

Die gelehrte Geschichte würde ich gleich nach der zweyten Ausarbeitung einer jeden Wissenschaft aber mit mehrerm Detail vortragen lassen, und die Kirchengeschichte nach der Theologie. Auch die sogenannte höhere Wissenschaften lassen sich auf eben die Art vortragen. Die Medicin berühre ich nicht, die Jurisprudenz ließ sich, dünkt mich leicht skiziren, wenn man das bürgerliche Recht ansähe, als eine Sammlung von Schlüssen, welche nach dem Raisone-

ment des Gesetzgebers über die Pflichten der Menschen gegen einander überhaupt und in seinem Staat insbesondere vestsetzten, was ein Bürger dem andern schuldig ist, und wozu der Staat sich verbindlich gemacht hat, ihm zu verhelfen, oder wobey er ihn schützen will: Die Eintheilung in Rechte und Pflichten der Personen, der Sachen, die Contracte, Verbindlichkeit und Erbfolge und der gerichtlichen Verhandlungen scheint mir dabey sehr geschickt und sehr brauchbar. Eben so ließ sich das Staatsrecht, das Policeyrecht, das peinliche Recht unter einen Gesichtspunct bringen und deutlich und leicht skiziren.

Die Theologie — doch nein, die läßt sich nicht zu skiziren und selbst unsere Baurenjungen müssen entweder Doctores Theologiæ oder Ketzer werden — Von dieser rede ich also nicht. Die Moral als Wissenschaft betrachtet, läßt sich wieder eben so skiziren, wenn man die Hauptempfindungen der Menschen und die Hauptwirkungen der wichtigsten menschlichen Handlungen auf sie so darstellte, wie sie in der ganzen Folge des menschlichen Lebens hier und dort und unter allen Umständen seyn werden.

Sie werden mir nicht zumuthen, daß ich alles das weiter ausführen soll, und niemand wird

hoffentlich ein so grosser Freund vom Streit und Widerlegen seyn, daß er diese meine nur angedeutete und weder ausgeführte, noch erläuterte, noch erklärte, folglich tausend Mißverständnissen ausgesetzte Begriffe angreiffen sollte.

Ich hab das alles nicht geschrieben, um etwas zu behaupten, um Ton anzugeben, um Sache zu lehren, sondern nur um meine Idee von dem ersten Theil eines Elementarbuches, wie ich mirs denke, klar zu machen. Wer mich nicht versteht, der ist nach meinem Urtheil, ein solches Elementarbuch zu machen unfähig, und wer mich versteht, der wird wissen, was er bey dieser Sache zu thun hat.

Der zweyte Theil des Elementarbuchs muß schon bestimmter seyn, muß mehr in die Materien eingehen, sie mehr zerlegen, genauer unterscheiden, aber immer nur die Absicht haben von dem Gegenstand der Wissenschaft, deutliche und bestimmte, veste Begriffe zu geben, ohne sich in das ausserwesentliche der Wissenschaften einzulassen, ohne Subtilitäten anzuführen, ohne Streitfragen zu berühren, ohne die Meinungen anderer einzumengen, ohne zu widerlegen.

Der dritte Theil dähnt sich endlich auf die ganze Wissenschaft aus; er ist meist historisch.

In diesem ists nöthig den Anfang und Wachsthum der Wissenschaft darzulegen, die Streitfragen und Meynungen zu berühren und die Schüler selbst über die Gegenstände der Wissenschaft denken zu lassen. Sie müssen da die Quellen der Wissenschaften, die Hauptschriften in derselben, ihren Gebrauch und Mißbrauch kennen lernen und so weit geführt werden, daß sie sich nun selbst helfen können.

In diesem Theil ist erst die socratische Lehrart — aber es sey nicht Barths Socrates — zu gebrauchen, denn nun ist Stoff in den Kindern zum selbst Denken, Finden, Vergleichen, Urtheilen. Alles was vorhero socratisch gelehrt worden, wird nur dienen, die Begriffe zu verwirren und des Lehrers Meynung zum Vorurtheil zu machen, weil der Schüler glauben wird, er habe sie selbst gefunden, und es sey seine Meynung.

Und nun Iselin, es sey nun diese meine Idee von einem Elementarbuch richtig oder es lasse sich, wie ich gern glaube, eines denken, das dem Jüngling das Wesen und die Absicht jeder Wissenschaft deutlicher und treffender vorstelle, besser das Ueberflüßige aus den Wissenschaften verbanne, sicherer die Stuffen angebe — so werden sie

mir doch zugestehen, daß wer ein solches Buch machen, wer es nur brauchen will, vollkommen Meister in der Wissenschaft seyn müsse, die er lehrt, daß er sie selbst ganz und vollständig durchdacht, alles geprüft, sie angewendet und sie sich ganz eigen gemacht habe — und wo habt ihr die? O Ihr Philanthropisten, daß ihr so voreilig, so ganz unbereitet, ganz ohne Werkzeug, ohne Gehülfen auftretet? Zürnet doch ja nicht über den Kaltsinn der Welt, nennt doch ja die nicht Menschenfeinde, die euch nicht unterstützten. Wäre es gut gewesen, Eure so laut ausgeschriene Anstalt zu unterstützen. Da man sahe, daß ihr unternehmt, was ihr noch nicht genug überdacht, wozu ihr noch nicht Kräfte genug gesammelt hattet! Wenn alle die, die euch unterstützten, oder die, die ihr darum anruft, euch beym Wort genommen hätten, und hätten dann doch wieder euch so viel kürzer gefunden, als euere Versprechungen waren, wer würde dann in den nächsten hundert Jahren, etwas ähnliches haben unternehmen können? Wie viel besser wirds seyn, wenn ihr nun euren stillen Weg fortgeht; aus eurer Erfahrung Euch immer mehr Weisheit sammelt; unbemerkt Euch Lehrer bildet, unbemerkt mit ihnen und euren Freunden reiffere Elementarbücher entwerft, und einen künftigen edlern Mann erwartet, der Basedows

Thätigkeit, Campes Sittsamkeit, und Salis Rechtschaffenheit und Güte vereint, um die Werkzeuge, die ihr ihm gebildet habt, zu gebrauchen; und der denn wenn er erst hinter der Scene taugliche Menschen gebildet hat, diese ausschickt, durch Thaten sein Philanthropin zu predigen. Ach! in ihrem Mund wird eine solche Predigt besser bekehren als in Eurem!

Je mehr ich meiner Idee von ächten Elementarbüchern nachhänge, je mehr überzeugt sie mich, daß nach ihnen wenigstens in den Wissenschaften mehr als mittelmäßige Menschen gebildet werden müssen; und so sehr ich von der Seite des Herzens, des Körpers und der Thätigkeit zufrieden bin mit mittelmässigen Menschen, so sehr finde ichs nöthig, daß der erste Schritt über die Mittelmässigkeit bey den Wissenschaften und deren Gebrauch im gemeinen Leben anfangen muß. — Die Eitelkeit in allen Ständen hat uns schlechter gemacht, aber die Eitelkeit der Gelehrten hat uns auch alle Mittel genommen besser zu werden. Aus Ruhmsucht, aus Schreibsucht, aus Disputatsucht, aus Begierde sich vor den Ungelehrten zu unterscheiden; ist die Wahrheit in allen Wissenschaften so drappirt worden, daß sie niemand mehr findet; durch sie sind die Wissenschaften so schwär wor-

den, daß der gelehrte Arbeiter seines Lebens nicht mehr geniessen kann und sich mit Weyhrauch-Dunst nähren muß; durch sie sind die menschliche Verhältnisse so künstlich worden, daß kein Fürst mehr weiß, wo er seine Diener hernehmen soll, daß es jedem Schwätzer gelingen kann, alles aus allem zu machen, daß die ehrlichsten Leute schweigen müssen; daß Adel, Soldat und Kaufmann die Gelehrten verachten und Bauer und Handwerksmann sie hassen, daß man nicht mehr weiß, wo man anfangen soll zu bessern, daß Gesetz und Religion ein Spott der witzigen, ein treues Werkzeug des Bösewichts und eine Quaal des eingeschränkten guten Manns sind, und daß wir überhaupt im Ueberfluß aller Mittel glücklich und vergnügt zu seyn, äusserst elend sind!

Gebt mir eine Gesellschaft ganz mittelmässiger Genies, die ohne grosse Thätigkeit nur ihre Wissenschaft im Groben ganz übersehen, und im detail richtige Begriffe von den Hauptstücken haben, die dabey frey von aller Eitelkeit sind, und dagegen wahren unmittelbaren Genuß des Lebens kennen und suchen — dann laßt den grossen Mann auftreten, den Gott zum Reformator geschaffen, und ausgerüstet hat; er wird es ausrichten das grosse Werk,

anwenden und es dann Gott überlassen, welches und was und wie es fassen will! Wenn ein Lehrer die Geschichten der ädlen Menschen voriger Zeiten unter seinen Schülern lesen läßt, wie wird er oft erstaunen, daß Züge, die er längst übersehen, bey diesen oder jenen sich mit Feuer eingraben, wie wird er sich oft, wann er vom gemeinen Schlag ist ärgern, daß sein Commentarius über Scipios Enthaltsamkeit, oder Alexanders ädle Reue gähnen macht?

Aber Charactertugend ist keine Tugend? Wehe dem finstern Moralisten der das zuerst gesagt hat!

Sie ist keine Tugend zur Prahlerey; welche bleibts noch, wenn mit ihr geprahlet wird? Aber ist Sternes wahre Empfindsamkeit keine Tugend, weil seine ädle Seele so schön gestimmt war? Ist Sokrats Menschenfreundlichkeit keine Tugend, weil ihn sein Herz zwang die Menschen zu lieben? Ist Davids warme Religion keine Tugend, weil sein Herz Wollust hat an Gott? — Wenn das ist: so ist der kleinste Flagellant mehr als Gott!

Die klösterlichen Pedanten, die alle Tugend in Verleugnung und Märtertum setzten, haben

diesen

diesen Unsinn aufgebracht. — Alles ist mir Tugend, was mich unter allen Umständen zu allen Zeiten wahrhaft glücklich macht; es komm woher es wolle — Aber vollständig tugendhaft macht der Charakter nie? Nein, und darum muß der Verstand zu Hilfe kommen; und so weit ists wahr, daß ein ganz tugendhaftes Menschenleben, nicht ohne Verleugnung seyn kann!

Also laß uns nun die drey Lehrarten ordnen! wo des Jünglings Herz für eine Tugend geschaffen ist; da rührt sie früh durch die Geschichte, durchs Theater, durch Bilder, durch was nur immer möglich ist die Sayte richtiger zu stimmen und in der Stimmung zu erhalten.

Wo das Herz schweigt, da entwickelt der Lehrer dem Verstand die Folgen der Tugend und des Lasters, so deutlich, so sicher, so lebhaft, daß sie sich eindrücken in seine Einbildungskraft; und ist das nicht genug, so laß er ihn eigene Erfahrung sammeln; es ist besser der Jüngling falle in der Nähe des Lehrers, als wann der Mann fallt ohne Hilfe ohne Freund! — Das Beyspiel des Lehrers sey endlich der Beweiß, wie Tugend lehrt, und das ist das

nach dem ihr so menschenfreundlich seufzt. Laßt aber nur einen Funken Eitelkeit in diese Gesellschaft fallen — Je thätiger, je vielwissender, je frühwissender, je stärker die Glieder dieser Gesellschaft sind, desto weniger würde selbst Gottes Engel mit ihr zurecht kommen, wann er sie nicht mit Fäusten schlägt. Also nicht frühwissen, nicht vielwissen, nicht lernen ohne Müh; sondern lang lernen, mit Lust, aber auch mit Mühe lernen und richtig lernen, und lernen was man braucht, und nicht zur Nahrung der Eitelkeit lernen, sondern wer nach Genuß der Weisheit trachtet, um der Weisheit willen lernen, wer nach Genuß des Lebens trachtet, um dieses Genusses willen lernen, das ist der Zweck auf den ich Gelehrte erziehen möchte — Und, dann das muß ich noch berühren, so gern ich diesen unendlichen Brief schliessen möchte — Und wie gebt ihr dem Eleven Tugend? — Durch eure sokratische Unterredungen, wo der Sohn immer antwortet, nach dem Heft, das er geschrieben hat, oder mit Catechismusformalen oder mit: weils der liebe Gott will? — Nein wahrlich, das läßt sich wohl schreiben, der Bube aber, der so antwortet, ist keines sokratischen Dialogs fähig. Selbst der — verzeihen Sie Iselin — selbst der gute Sohn, der Ihnen in Ihrem menschenfreundlichen Ca-

techismus alles so hübsch zugiebt, ist keines fähig. Ich wenigstens würde mit einem solchen Jungen es keine fünf Minuten aushalten, sondern wann es mir predigerlich wäre, ihn lieber gar schweigen heissen, und in Gottes Namen allein predigen! Einem Vorsteher eines Erziehungsinstitut kann man keine Wahrheit fleissiger einprägen, als die — daß er nicht alle Jungen nach seinem Kopf tugendhaft soll machen wollen:

So bald er das will — wenigstens unter uns — wird er auch die, die es werden wollen sammt den übrigen zu Heuchlern machen. Jeder Mensch hat seine eigene Tugend, seinen eigenen Weeg gut und schlimm zu seyn. Es ist mit den Tugendlehren als wie mit dem Blitzschlag, er fährt durch tausende und trift immer nur die homogene Theile! — Ich sag das wieder nicht um etwas glänzendes zu sagen, wie Sie mir so oft schuld geben, sondern um meine Ideen von den Tugendlehren vorzubereiten!

Drey Dinge lehren die Tugend. Beyspiel des Lehrers, Ueberzeugung des Verstands und Geschichte. Alle drey dunkt mich soll der Lehrer, sollen alle Lehrer eines Erziehungsinstituts

anwenden und es dann Gott überlassen, welches und was und wie es fassen will! Wenn ein Lehrer die Geschichten der ädlen Menschen voriger Zeiten unter seinen Schülern lesen läßt, wie wird er oft erstaunen, daß Züge, die er längst übersehen, bey diesen oder jenen sich mit Feuer eingraben, wie wird er sich oft, wann er vom gemeinen Schlag ist ärgern, daß sein Commentarius über Scipios Enthaltsamkeit, oder Alexanders ädle Reue gähnen macht?

Aber Charactertugend ist keine Tugend? Wehe dem finstern Moralisten der das zuerst gesagt hat!

Sie ist keine Tugend zur Prahlerey; welche bleibts noch, wenn mit ihr geprahlet wird? Aber ist Sternes wahre Empfindsamkeit keine Tugend, weil seine ädle Seele so schön gestimmt war? Ist Sokrats Menschenfreundlichkeit keine Tugend, weil ihn sein Herz zwang die Menschen zu lieben? Ist Davids warme Religion keine Tugend, weil sein Herz Wollust hat an Gott? — Wenn das ist: so ist der kleinste Flagellant mehr als Gott!

Die klösterlichen Pedanten, die alle Tugend in Verleugnung und Märtertum setzten, haben

diesen Unsinn aufgebracht. — Alles ist mir Tugend, was mich unter allen Umständen zu allen Zeiten wahrhaft glücklich macht; es komm woher es wolle — Aber vollständig tugendhaft macht der Charakter nie? Nein, und darum muß der Verstand zu Hilfe kommen; und so weit ists wahr, daß ein ganz tugendhaftes Menschenleben, nicht ohne Verleugnung seyn kann!

Also laß uns nun die drey Lehrarten ordnen! wo des Jünglings Herz für eine Tugend geschaffen ist; da rührt sie früh durch die Geschichte, durchs Theater, durch Bilder, durch was nur immer möglich ist die Sayte richtiger zu stimmen und in der Stimmung zu erhalten.

Wo das Herz schweigt, da entwickelt der Lehrer dem Verstand die Folgen der Tugend und des Lasters, so deutlich, so sicher, so lebhaft, daß sie sich eindrücken in seine Einbildungskraft; und ist das nicht genug, so laß er ihn eigene Erfahrung sammeln; es ist besser der Jüngling falle in der Nähe des Lehrers, als wann der Mann fallt ohne Hilfe ohne Freund! — Das Beyspiel des Lehrers sey endlich der Beweiß, wie Tugend lehrt, und das ist das

schwärste — Iselin was schreiben wir! Gott muß ihn bilden und auszeichnen, und beruffen, wer ein Philanthropin stiften soll; und wer so beruffen ist, der wird keine Beyhilfe der grossen und kleinen, wird keine Fürsprache und keinen Posaunenschall brauchen.

V.

Herrn Rathschreiber Iselins Antwort auf Herrn Hofrath Schlossers Schreiben über die Philanthropinen.

Herrn Basedow kenne ich persöhnlich eben so wenig als Sie, mein liebster Schlosser! Und, ehe im Jahr 1769 seine Vorstellung an Menschenfreunde bey dem hiesigen Stande einkam, war ich mit ihm auch durch Briefwechsel im geringsten nicht bekannt; obwohl ich ihn schon lang als einen wahren Freund der Wahrheit und der Tugend hochschätzte. Die Vorstellung an Menschenfreunde vermehrete diese Hochachtung noch in einem desto höhern Grade, wie mehr diese Schrift mit meinen Lieblingsideen übereinstimmte; denn die Erhöhung der menschlichen

Glückseeligkeit durch die Verbesserung der Erziehung, war seit vielen Jahren der angelegenste Wunsch meines Herzens, und die angenehmste Beschäftigung meines Geistes. Es war ein Augenblick, ein für meine Seele recht schmeichelhafter Augenblick, da ich Hoffnung hatte meinem Vaterlande in diesem Stücke nützliche Dienste zu leisten. Allein dieser Augenblick war sehr kurz. Alle die schönen Aussichten, die er mir versprochen hatte, waren verschwunden, so bald sie entstanden waren; vielleicht durch meine Ungeschicklichkeit, vielleicht durch . . . Noch nach mehrern Jahren war die Wunde, die dieser schlimme Erfolg in meiner Seele geschlagen hatte, nicht ganz geheilet, als Herrn Basedows Vorstellung in der Welt erschien und bey uns ankam. Nichts kam der Freude gleich, welche diese Erscheinung bey mir erweckte. Ich dachte, ein andrer wird deinem Vaterlande und deinen Mitbürgern den Dienst erweisen, den du ihm gern erwiesen hättest, und wozu du zu schwach warest. Hierinn liegt der Grund des Antheils, den ich von dieser Zeit an, an den Basedowischen Unternehmungen genommen habe. Und wenn auch schon diese Hoffnung beynahe eben so eitel gewesen ist, so reuet mich doch keine Sylbe, die ich zu Gunsten des Elementarwerkes geschrieben habe. Und eben so sehr

wünsche ich dem Verfasser desselben bey seinen philanthropinischen Anstalten einen glücklichen Erfolg.

Den Herrn von Salis kenne ich seit dreyßig Jahren, als einen Mann von den größten Gaben, von dem entschlossensten Muthe, und von der wärmsten Liebe alles dessen, was groß und gemeinnützig ist. Seit dreyßig Jahren, das ist bey nahe so lang, als ich die Wissenschaften kenne und liebe, liebe ich ihn als einen meiner schätzbarsten Freunde. Allein nicht diese persönliche Freundschaft erzeuget die Wünsche, die ich für den Erfolg seiner philanthropinischen Anstalten thue. Diese Wünsche fliessen einzig und allein aus der Ueberredung, in der ich stehe, daß dieser Erfolg für das menschliche Geschlecht sehr wichtig sey, daß in unserm Jahrhundert, in dem freylich die Menschen für sehr viele wünschenswürdige Verbesserungen noch nicht reif genug sind, dennoch die Verbesserung der Erziehung eine sehr mögliche Sache sey, und daß, seit dem Menschen sind, kein Zeitpunct gewesen sey, wo die geringste Bemühung, die ein weiser Mann in dieser Absicht sich geben konnte, ganz fruchtlos hätte seyn können.

Sie denken anders, mein liebster Freund, und Sie führen so blendende, so einnehmende Gründe für ihre Meynung an, daß ich besorge, Sie möchten gar zu viele zum Nachtheile der von mir für gut gehaltenen Sache dahinreissen. Erlauben Sie also, daß ich Ihre Einwendungen mit derjenigen Freymüthigkeit prüfe, die Freunde der Wahrheit nicht nur einander zu gut halten, sondern von einander fordern.

Wir sind zu weit von der Natur entfernt, sagen Sie, als daß eine wahre eine solche Erziehung wie Salis und Basedow zur Absicht haben, bey uns möglich, daß sie nicht für unsre jungen Leute höchst gefährlich wäre. Aber was ist Natur? Und wenn ist man derselben nahe oder von ihr entfernt? Sollte es so richtig seyn, daß die Griechen und die Römer in dem Zeitpunct, den wir ihre schönen Zeiten nennen, der Natur näher gewesen wären, als wir es nun sind? Waren es die alten Deutschen zu den Zeiten des Ariovistus oder Heinrichs des Voglers? Mir deucht der Mensch sey der Natur am nächsten, wenn er am meisten aufgelegt ist ihren Absichten, oder besser zu sagen, den Absichten ihres unendlich weisen und gutthätigen Urhebers zu entsprechen. Und was mögen diese wohl seyn? Daß der

Mensch thätig sey, daß die Kräfte nicht verlohren gehen, welche die Natur in ihm gelegt hat; daß sein Geist und sein Leib frey von allem Zwange sich zu der Vollkommenheit erheben könne, die das Ziel seiner Wünsche ist. Nichts ist gewisser; aber diese Thätigkeit hat doch ihr Ziel, diese Vollkommenheit hat ihre Absicht, und wenn diese verfehlet werden, so ist es gleich viel wie es geschehe. Wenn die Alten bey ihrer Thätigkeit und bey ihrer Freyheit die Absichten der Natur nicht so gut erfüllet haben, als wir sie erfüllen können, und wirklich erfüllen: so sind wir der Natur näher, einer wahren Erziehung fähiger, als sie.

Mir deucht die Absicht der Natur sey, daß viele glückliche Menschen auf der Erde leben, daß sie ihre Früchte, so viel es möglich ist, vervielfältigen, daß sie durch die Bearbeitung derselben, die Kräfte ihres Geistes und ihres Leibes üben, stärken, geniessen, und ihren Mitbrüdern zur Uebung, zur Stärkung, zum Genusse ihrer Kräfte Stoff darbieten; daß die einen durch Fruchtbarmachung und Verschönerung der Erde, andre durch die geschickte Umformung und Auszierung ihrer Producte, andre durch die Handhabung der Ordnung und der Sicherheit, andre durch die Erforschung der

Natur und ihrer Kräfte, alle durch gegenseitige Güte und Liebe die allgemeine Glückseeligkeit auf dieser Erde erhöhen, und sich zu einem bessern Leben jenseits des Grabes vorbereiten.

Handeln, thätig seyn, ist also freylich die Bestimmung des Menschen, aber auf eine Weise, daß etwas dadurch heraus komme, das für ihn und für andre Stoff zum Vergnügen herschaffe; daß er sagen könne, obwohl sehr im Kleinen sagen könne: Siehe es war gut, was ich gemacht habe. So ist er ein Ebenbild der Gottheit; so ahmt er ihr nach.

Lasset uns nun sehen, in wie fern die Römer und die Griechen dieser Absicht besser entsprochen haben, mehr Menschen gewesen seyn, als wir.

Ihre Erziehung war meistens körperlich und kriegerisch, sagen Sie. Aber ist der Krieg der Zweck des menschlichen Daseyns? Ich tadle es nicht, daß diese Alten kriegerisch waren, da sie es seyn mußten. Aber ich sehe dieses auch nicht als eine Sache an, wegen der wir sie beneiden sollten. Ich glaube im Gegentheile, es sey ein grosses Uebel für sie gewesen, daß

sie aus dem Kriege die Hauptsache ihres Lebens machten, und daß, wenn sie nicht angegriffen waren, sie angriffen, oder unter einander unnütze und verderbliche Zwistigkeiten unterhielten. Da äusserten sich Stärke der Seele, Muth, Thätigkeit — aber zu welchem Endzwecke — zum Zerstöhren. Und dieses ist der Zweck der Natur gewiß nicht. Diejenigen, welche diesen Zweck erfüllten, welche die Erde baueten, und ihre Producte verarbeiteten, welche dasjenige thaten, ohne welches die andern nicht hätten daseyn können, waren entweder Sklaven oder waren für nichts gerechnet. Die grössere, weit die grössere Anzahl der Menschen lebte in der härtesten Knechtschaft, und die andern waren Tyrannen. An wenigen Orten, in Atheen, in Rom selbst war das Volk einer besondern Achtung gewürdiget; aber welch ein Volk war es? ein ungerechtes, rohes, unbändiges, bald unterdrücktes, bald unterdrückendes Gesindel; das von jedem Winde hin und her bewegt wurde; und das meistentheils in der Sklaverey der Grossen lebte, denen es feil war.

Sie beneiden auch, deucht es mir, die Alten zu viel, wegen den Vortheilen, die sie in Betrachtung der Wissenschaften über uns hatten. Sie hatten, sagen Sie, doch eine

glänzende Epoche — Deutschland hatte keine Epoche des eignen Denkens. Es war in der Sklaverey bis auf unsre Zeiten, so daß niemand denken durfte, alle nur lernen mußten. Was wir itzt denken, ist, nach Ihnen, nichts als Wegräumen der Nebel, die uns umringen; was die Griechen in ihrer glänzenden Epoche dachten, war Blick ins Licht. Die glänzende Epoche der Griechen war ohne Zweifel als Pythagoras, Sokrates, Plato und die andern Schüler des Sokrates blüheten. Aber hatten diese weniger von ihren Vorfahren, von den Egyptiern und von den Orientalern entlehnt, als unsre grossen Männer von den Griechen und von ihren eignen Vorfahren? War was Leibnitz und seine Verehrer, was die Bernoulli, die Thomasen, die Wolfen dachten, weniger Blick ins Licht, als die Lehren der Pythagoren, der Sokraten, der Platonen und ihrer Jünger? Hatten diese weniger Vorurtheile zu bekämpfen? Wurden sie nicht von Sophisten und von Priestern verfolgt; und von Freygeistern verspottet? Hatten sie nicht so viel von ihnen zu befürchten, als unsre Zeitgenossen von Concilien, von Consistorien, von Bischöffen und von Superintendenten? Mußten sie nicht auch die Vorurtheile ihrer Zeitgenossen verehren? Nah-

men sie nicht auch viele dieser Vorurtheile in ihre Lehrgebaüde auf? War alles Wahrheit, was sie lehreten? Und waren nicht viel weniger Menschen in den glänzendsten Epochen Griechenlandes und Roms ihrer Weisheit theilhaft, als nun an dem Lichte Theil nehmen, welches Leibnitz, Thomasen und Wolf in Deutschland verbreitet haben. Weil Sie nur von den Deutschen reden, so führe ich auch keine Ausländer an.

Sie bedauern so gar, liebster Schlosser, den Untergang der alten Lehnsverfassung. Sie glauben alle Freyheit sey mit derselben verschwunden, und alle Gedanken davon müssen für die itzigen Deutschen und für alle ihre Nachkömmlinge nichts als eitle Träume seyn. Wenn ihr nun in Deutschland Sklaven seyd, so deucht es mir doch wenigstens, ihr habt eine beßre Dienstbarkeit für eine schlimmere erhalten; und ihr würdet sehr ungescheid handeln, wenn ihr die Zeiten **Heinrichs des Voglers**, der **Ottonen**, oder **Rudolfs von Habsburg** erneuern wolltet. Ihr würdet hundert oder zweymal hunderttausend Barbaren eine vermeynte Freyheit wieder geben, und viele Millionen Menschen in eine weit härtere Knechtschaft stürzen, als das elendeste Schicksal der gedrücktesten Unterthanen

dermals ist. Wie würden in jenen Zeiten der Jüngling, der Mann oder der Greis aufgenommen worden seyn, welche sich erkühnet hätten die Rechte der Menschheit, gegen ihre Unterdrücker zu verfechten? Welch ein Schicksal würde derjenige gehabt haben, von dem ein Brief, wie der Ihrige ist, den ich nun beantworte, dem Adel, wenn er hätte lesen können, zu Gesichte gekommen wäre?

Ich mag also die Sache betrachten wie ich will, so finde ich nicht, daß die Griechen, die Römer oder unsre Voreltern der Absicht der Natur besser entsprochen hätten, als wir, daß sie vorzüglich vor uns einer Erziehung fähig gewesen wären, die dazu vorbereiten konnte. Zerstöhren und sich wider die Zerstöhrung vertheidigen; unterdrücken und der Unterdrückung entgegen streben, war ihre bewundertste Tugend. Aber hervorbringen, vollkommener machen, geniessen und den Genuß andrer erhöhen; die Welt verschönern und dieser Verschönerung in Ruhe froh werden, dieses konnten sie nicht mehr, nicht einmal so viel als wir.

Aber was hilft es uns, daß die Alten sich in keinen bessern Umständen befunden haben,

als wir? Wird unser Schicksal dadurch besser? Und was sollen wir uns darum bemühen, unsern Söhnen und den Söhnen unsrer Zeitgenossen eine gute Erziehung zu versichern, wenn sie das grausamste Geschenk ist, das man einem Jungen machen kann? Wenn dem Jüngling, dessen Kopf heiter und grad denkt, dessen Herz warm fühlt, der Wahrheit und Gerechtigkeit sein Element seyn läßt, der in sich Kraft hat sein Glück selbst und unabhängig von andern Menschen sich zu schaffen; der thätig ist, der, was er thut, mit Empfindung und Stärke um des Guten, nicht um anderer Menschen willen thut; der körperliche Kraft genug hat, um die ihn umgebende Natur zu dulden, sich muthig aus Gefahren zu reissen; muthig und kühn dem zu widerstehen, das ihn nöthigen will seinem Kopf und Herzen zu entsagen; der voll Liebe gegen andre Menschen, und so voll von Liebe gegen Gott, so begeistert ist von Wohllust am Blick der innern Wahrheit, innern Schönheit, innern Güte, daß er das Leben disseits des Grabes nur trägt, das nach dem Tode allein des wärmsten Wunsches werth achtet; was sage ich, sollen wir unsern Jünglingen eine gute Erziehung wünschen,

wenn dem wohl erzogenen Menschen, den Sie so richtig beschreiben, nichts übrig bleibt, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schiessen, sich rädern zu lassen, oder sich in seine Familien zu verschliessen, und wenn dieses letzte Loos noch das schlimmste ist.

Sollten Sie dieses in Ernst geschrieben haben, liebster Schlosser! oder hat nicht vielmehr die Begierde etwas starkes, etwas glänzendes zu sagen Sie dahin gerissen? Ich kann mir nichts anders gedenken. Wollte Gott! daß Basedow und Salis uns nur dreyßig solche Jünglinge gebildet hätten. Mir würde für sie kein Kummer seyn, wenn auch das Uebelste, das möglich ist, sie beträfe.

Ich würde freylich einem Jünglinge, der auf diese Weise erzogen wäre, nicht ohne weiters den glücklichsten Erfolg in der Welt versprechen. Ich würde ihm nicht verhälen, was für Widersprüche und was für Unannehmlichkeiten er darinn zu erwarten hätte. Aber ich würde ihn auch nicht mit den stolzen Gedanken darein stossen, daß er besser wäre, als alle Menschen, und nicht mit der darniderschlagenden Beredung, daß alles Gute darinn unmöglich wäre. Ich würde ihm die Sachen

vorstellen, wie ich glaube, daß sie sind. Ich würde ihm nicht sagen, daß er sich erniedrigen soll, den andern gleich zu werden; aber ich wollte ihn auch warnen, sich anders über sie zu erheben, als durch die innere Güte seiner Absichten. In dem äusserlichen möchte er mir seyn wie ein andrer:

Prend d'un homme de cour la figure & le ton,
Mais que ton cœur ressemble au grand cœur de Caton.

de Bar.

Sollte sein Wahlspruch seyn; versteht sichs, wie das Herz von Cato, nach dem Begriffe, den man von ihm hat, hätte seyn müssen. Er sollte sich darauf gefaßt machen, mit hundert guten Vorschlägen zuruckgewiesen, darüber verschmähet, verspottet, beschimpft zu werden, und er sollte sich doch nicht abschrecken lassen, den hundert und einten noch zu thun. Daß er darüber unempfindlich wäre, wollte ich von ihm nicht verlangen; aber daß er deshalben sich eine Kugel für den Kopf schiessen sollte, das würde ich von ihm nicht besorgen. Er sollte besser vorbereitet seyn, alles, was nicht von seinem freyen Willen abhängt, was nicht seine That ist mit Gleichmüthigkeit anzusehen; ich

hoffete, sein Geist sollte eben so stark seyn, die Dohrheiten und die Ungerechtigkeiten der Menschen zu erdulden, als sein Leib es seyn sollte, die physischen Uebel zu ertragen. Er sollte die bedauren, welche unglücklich genug sind, das Gute nicht zu kennen und nicht zu lieben. Aber gleich aus der Haut fahren, die Welt den Narren und den Bösewichtern überlassen, und zur Pistole greifen, wenn diese nicht weise seyn können, und nicht gut seyn wollen; das wird er in keinem Philanthropin gelernet haben. Sterben soll er gelernet haben, wenn ihm keine andre Wahl übrig bleibt, als Uebels zu thun oder zu sterben. Aber etwas unternehmen, das des Rades würdig wäre, das wird er nicht — und dazu wird ihn das was er in den Philanthropinen gelernet haben wird, nicht auffordern; denn ich zweifle, ob jemals ein guter Mensch in der Welt ein Tyrannenmörder, oder ein Aufrührer gewesen ist. Phocion und Sokrates, Walsingham und Sully, waren weder das eine noch das andere, und diese werden in den Philanthropinen zur Nachahmung dargestellet werden; kein Brutus, kein Caßius, kein Harmodius, kein Clement und kein Ravaillac! Freuen soll er sich hingegen, und herzlich freuen, wenn er eine seiner guten Absichten erfüllet, wenn er einen Menschen

schen glücklich und wahrhaftig vergnügt gemacht; wenn er einen Unschuldigen beschützet; wenn er eine gute Anstalt errichtet oder verbessert; wenn er ein Vorurtheil besieget, einen Misbrauch vertilget hat; insonderheit aber, wenn sein Gewissen ihm das Zeugniß geben wird, daß in allem was er thut, er nie einen niedrigen Gewinnst, die Befriedigung einer Leidenschaft, oder die Vergnügung seiner Eitelkeit, seiner Pflicht vorziehet.

Ich bin versichert, liebster Schlosser, daß in unsern Zeiten derjenige, dem dieses Glück zu Theile geworden ist, derjenige, der von seinem eignen Gewissen nichts zu befürchten hat, vor keinem Fürsten und vor keinem Volke zu zittern haben wird. Nein, die Tyrannen sind in unsern Tagen weit seltener, als wir es uns in den Augenblicken vorstellen, da uns Milzsucht beherrschet. Schwache, unentschiedene Seelen, die gut seyn würden, wenn sie von guten Menschen umgeben wären, und die Werke der schlimmen thun, weil sie sich von eigennützigen und herrschsüchtigen misleiten lassen; das sind die meisten, über die wir klagen; und gute, weise, wohlwollende gibt es weit mehr, als in den vorigen Zeiten. Wenn keine Menschen wären, die gern Sklaven sind, so würden keine Tyrannen seyn. Wenn wir

also in den Philanthropinen Menschen, freye Menschen bilden, so werden uns sehr viele Fürsten Dank wissen, und sie werden unsre Zöglinge mit Vergnügen aufnehmen.

Diese müssen aber nur nicht gleich die ganze Welt umgiessen wollen; sie müssen nur nicht alles Gute auf einmal thun wollen; sie müssen zeigen, daß sie fähig und würdig sind Gutes zu thun, daß sie gut sind; ehe sie andre bessern wollen; hierinn haben Sie vollkommen recht, liebster Freund! Wenn Sie Ihrem Zöglinge einen langsamen Gang vorschreiben; er wird desto sicherer gehen; aber gerade soll er immer einhertreten. Er soll im Anfange nicht bemerket werden; er soll durch stilles und bescheidenes Rechtthun sich das Vertrauen und die Hohachtung des Fürsten und des Volkes erwerben. Er soll seine Unternehmungen immer nach dem Maaße dieses Zutrauens abmessen. Gewiß der Mann, von dem man sagen wird, er hat nichts Unbilliges begehret; er hat zu keiner Ungerechtigkeit geholfen; er ist immer den geraden Weg gegangen; er hat immer sich mehr bestrebet Einsicht als Macht zu erwerben; mehr Ehre zu verdienen, als zu erhaschen; dieser Mann wird nicht leicht etwas zu befürchten haben. Mir deucht, wir können also den Stif-

tern der Philanthropinen getrost erlauben, uns solche Männer zu bilden, so gut als es ihnen möglich seyn wird.

Aber nicht für das thätige Leben des Hofes, für die unruhige Schaubühne des Rathhauses allein sollen uns die Philanthropinen Männer bilden. Die einfältigen und bescheidenen Verhältnisse des Privatlebens werden durch Tugenden und durch Einsichten nicht weniger veredelt, und ich sehe nicht warum für den Jüngling der einst eine Compagnie commandieren, einer Handlung vorstehen, oder ein Landguth verwalten soll, eine höhere Erziehung nachtheilig werden könnte. Kann der Mensch anders, als für sich glücklich und für andere nützlich seyn, der alle seine Bemühungen dahin richtet, die Mänge der zum Glücke des menschlichen Geschlechtes nöthigen Güter zu vermehren, die Vollkommenheit derselben zu erhöhen, alles um sich herum, so viel es an ihm ligt, zu verschönern, die gerechte Vertheilung der Güter, die die Natur erzeugt, der Fleiß vermehrt und die Kunst vervollkommnet, zu befördern; durch sein Beyspiel und durch seine Lehren die Liebe und die Kenntnis des Guten zu verbreiten. Und hierzu sollen unsre jungen Leute in Philanthropinen vorbereitet werden.

Mir deucht also, wir können auch in diesem Gesichtspunct die philanthropischen Erzieher ruhig arbeiten lassen; und unser Kummer soll nicht seyn, daß sie ihre Zöglinge durch eine zu hohe Tugend in die Gefahr setzen, der Welt unerträglich und sich selbst zur Last zu werden. Dieses wird denselben vielleicht die größte Mühe verursachen, zu verhüten, daß nicht durch die Einbildung einer höhern Tugend und grösserer Einsichten, als sie wirklich besitzen, die jungen Leute, den Zweck verfehlen, den ihre Erziehung hat bewirken sollen. Allein wir wollen hoffen, sie werden auch Mittel finden, sie vor dieser Gefahr zu bewahren; wenigstens viele von ihnen; denn daß alle gerathen sollen, dieses würde zu viel gefordert seyn.

Ich erwarte mit Ungeduld Ihre besondern Anmerkungen über die Erziehungsvorschläge der Herrn Basedow und von Salis. Ich bin überzeuget, daß nichts mehr beytragen wird sie zu einer höhern Vollkommenheit zu bringen, als die scharfsinnigen und freundschaftlichen Erinnerungen eines Mannes, in dessen Einsichten und Wohlwollen wir alle billig das gröste Vertrauen setzen.

Ich bin, &c.

VI.

Ueber das neue französische System der Polyceyfreyheit insbesondere in der Aufhebung der Zünfte.

Das bekannte neue französische System der Polizeyfreyheit, hat in mir wieder einige Zweifel rege gemacht, die ich schon lang insbesondere gegen die Aufhebung der Zünfte in mir herum getragen habe. Wenn ich über diese Dinge blos speculiren wollte, so würde ich diese Zweifel bey mir behalten, denn man muß eben nicht gerade über alles dem Publicum seine Meinung sagen; aber, da ich einen thätigen Einfluß auf das Policeywesen in den Orten habe, welchen ich vorgesetzt bin, so wird man mir verzeihen, wenn ich meine Zweifel öffentlich darlege, und mir von denjenigen Belehrung aus-

bitte, die gründlichere Einsichten und mehr Erfahrung haben.

Das System räsonirt ohngefehr so.

Alle Menschen haben das Recht, sich durch Arbeit ihren Unterhalt zu schaffen; die Zünfte schränken dieses Recht ein; also sind sie ungerecht.

Mich dünkt, so bald der Mensch sich in die bürgerliche Gesellschaft begeben hat, so kann er unmöglich mehr Anspruch auf seine natürliche Rechte machen. Wenn die Feder in der Uhr alle ihre Kräfte ohne Widerstand anwenden könnte, wenn die Elementen in ihren Wirkungen nicht eingeschränkt wären, würde je eine Weltmaschine oder eine Uhrenmaschine zu Stand gekommen seyn?

Alles, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft fodern kann, ist, daß seine Kräfte nicht mehr eingeschränkt werden, als es die Verbindung der Gesellschaft, ihr Zweck, ihr wahres Wohl erfordert.

Die ganze Frage lauft also dahin aus; ob die Handwerks und Krämerzünfte der gesellschaft-

lichen Verbindung, ihrem Zweck, ihrem Wohl nöthig sind?

Sie sind eine Erfindung des Eigennutzes, sagt man. Es kann seyn; aber wie wurde der Staat verblendet, diese Erfindung zu genehmigen, zu unterstützen? — Durch Ueberraschung, sagt man; durch Begierde Geld zu erhaschen, durch Irrtum! — Auch das mag seyn. Laßt uns also von allem historischen, allem Nationalen abstrahiren, und die Sache nur ansehen, wie sie ist.

Ueberhaupt ist bey Beurtheilung aller bürgerlichen Einrichtungen zu bemerken, daß alle ein Wohl und ein Weh haben. Alle Beurtheilung derselben muß sich also nur beschränken, das Wohl gegen das Weh abzuwiegen.

Die französische Polizeyphilosophen sammlen mühsam alles Unheil das die Zünfte anrichten sollen und können zusammen. Ihre Vorwürfe sind ohngefehr die.

Durch die Zünfteinrichtungen, sagen sie wird eine Art eines Monopolium eingeführt, das den Bürger nöthigt, theurer zu kauffen, als das natürliche Verhältniß erfoderte; durch sie werden

alle fremde Arbeiten ausgeschlossen, durch sie wird die Industrie gehemmt, weil viele unfähig sind, zur Zunft gelassen zu werden; viele das Geld zum Meisterwerden nicht aufbringen können; viele durch die lange und kostbare Lehr und Wanderzeit abgeschreckt werden; viele aus Mangel des Gelds ewige Gesellen bleiben müssen. Durch die Zünfte entstehen viele Processe, die Confiscationes, Gelderpressungen und Verfolgungen der Stümpeler richten viele zu Grund.

Die Freyheit der Handwerker und Krämerey hebt alle diese Lasten, die das Publicum so sehr drücken, gänzlich auf.

Ich habe von jeher viel auf die Freyheit gehalten; ich glaube aber, daß die Staatsfreyheit von der Polyceyfreyheit sehr unterschieden werden muß. Jene sollte nicht weiter durch Gesetze eingeschränkt werden, als zu Erhaltung der innern Ruhe und Verwaltung der Regierung nöthig ist; diese dunkt mich aber muß ein wenig engere Schranken haben, und zugleich durch die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen im Zaum gehalten werden.

Die Philosophen glauben nun zwar wirklich, daß die Aufhebung der Zünfte das Wohl des

Ganzen befördere; allein es kömmt mir vor, als ob sie ein wenig einseitig zu Werke giengen und weder den Vortheil, der mit der Erhaltung der Zünfte verbunden ist, genug betrachteten noch den Nachtheil, den die Handwerksfreyheit mit sich bringt, genug in Erwägung zögen.

Ich will der groben Zunfteinrichtung, wie die Französischen zu seyn scheinen, das Wort nicht reden. Freylich, wo die Zunftordnungen viele von den Zünften ganz ausschliessen; wo sie sogar die Formen und Materien vorschreiben; wo die Erhaltung des Meisterrechts sehr kostbar ist; wo die Handwerker so ängstlich unter einander unterschieden werden, daß der Maurer kein Brett annageln, der Tischler keinen Stein zurecht legen darf, da mögen die Zunfteinrichtungen alle die üble Folgen haben, die man uns vorrechnet;

Wo aber die Zunftordnung mehr nicht enthält, als daß niemand arbeiten soll, als wer das Meisterrecht hat; wo dieses nicht kostbar anzuschaffen ist; wo niemand der das Geschick hat, davon ausgeschlossen ist; wo höchstens nur die Lehrzeit und die Wanderszeit bestimmt ist, wo die Verfolgung der Stümpfeler und der frem-

den Arbeiter nicht mit der grösten Strenge genommen wird; da, dunkt mich, sind die Zünfte dem Staat mehr nützlich als schädlich.

Auch das will ich nicht einmal von allen Handwerken, am wenigsten von den Künsten, behaupten. Uhrenmacher, Perukenmacher, Barbierer, Sticker, und dergl. brauchen allerdings keine Zunft. Ich weiß, daß so gar in einigen Reichsstädten die Mahler eine Zunft unter sich errichtet haben — das heißt aber ganz vom Geist der Einrichtung abweichen; und niemand wird diese schändliche Entadlung der schönsten Kunst jemals billigen.

Die zum Leben nothwendige Handwerker, die Metzger, Becker, Schneider, Schuster, Maurer, Zimmerleute, Schlosser, Schmide, Weber, Knopfmacher, Seiler und die Krämer u. d. gl. scheinen mir allein in dem Fall die Zunfteinrichtungen wünschenswerth zu machen, und alles, was man gegen diese anführt, wiegt, dünkt mich, den Vortheil nicht auf, den sie bringen.

Man sagt: die Zünfte sind eine Art von Monopolien, und führen einen Zwang ein, der dem Bürger äusserst beschwehrlich ist. Er muß

theuer kaufen, muß allem Eigensinn der Arbeiter, ihrer Langsamkeit, ihrer Gewinnsucht sich unterwerfen, und seine Bedürfnisse, die er in der Nachbarschaft oder bey jedem seiner Mitbürger, wenn der nur arbeiten dürfte, viel wohlfeiler haben könnte, oft doppelt bezahlen.

Der Vorwurf ist zum Theil richtig; aber denkt man dagegen, daß der Bürger gegen das, was er dem Handwerker mehr zahlen muß auch gesichert ist, immer die Bedürfniß zu erhalten, die er braucht; so wird er gewiß gern den kleinen Ueberschuß geben. Gesetzt, es stünde jedem frey zu arbeiten, was er will; ist es nicht wenigstens in den kleinen Städten und auf dem Land höchst wahrscheinlich, daß alsdann niemand sich auf ein gewisses Handwerk legen wird? Er wird vielleicht im Winter oder beym Regenwetter dann und wann ein paar Schuhe nebenhin machen; im Sommer aber lieber sein eigen Feld oder fremdes um den Taglohn bauen, wo er mehr Vortheil davon hat, als von den unter allen vertheilten Kundschaften. Wer etwas braucht, wird von Haus zu Haus gehen und fragen müssen: Macht ihr keine Schuh? Wollt ihr mir meinen Rock nicht flicken? Ueberdrüssig, von einem zum andern zu laufen, wird er dann dem ersten der sich darzu erklärt, ge-

ben, was er fordert. Der übernimmt denn nun die Arbeit, aber nur in Nebenstunden. Da muß er wieder laufen, und eben die Langsamkeit, eben den Eigensinn leiden, der ihn beym Zunftmässigen Meister quälte. Vielleicht wird er in die Nachbarschaften gehen. Sind dort die Zünfte auch abgeschaft, so muß er wieder von Haus zu Haus; sind sies nicht, so wird er, wenn er nur etliche Stunden zum Meister zu laufen hat, nicht fortgehen, bis er auch in der Schenke ein wenig eingesprochen hat. Er gewinnt dann aufs paar Schuh zween Groschen, und vertrinkt vier. Will er dem Weib einen Rock machen lassen, so muß die mit gehen; dem Kind, so lauft auch das mit; wird er da viel gewinnen? — Gehts recht gut, so kommen Fremde selbst an den Ort. — Aber wenn und wie, und wie oft? Daß man sich doch jeden Ort wie Paris denkt! Ich habe hier den unter mir stehenden entfernten Ortschaften gestattet, sich aus der Fremde mit den nothdürftigen Handwerkern zu versehen, wenn die Stadt-Meister nicht wenigstens alle 2 bis 3 Monate sich in diesen Ortschaften sehen lassen. Viele entsagen lieber des Zunftrechts, als daß sie zu Haus ihre Arbeit vernachlässigen und diese Ortschaften besuchen, wo sie auf der Hin- und Herreise ganze Tage zubringen müßten.

Diß würden die Nachbarn auch thun. Kein Meister, der zu Haus zu thun findet, wird kommen; also werden nur die schlechtesten sich einfinden, und die werden dazu ihren Gang gewiß mit in Anrechnung bringen. Viele Handwerker lassen sich nicht einmal transportiren. Der Schmid, der Schlosser, der Wagner kann seine Werkstatt nicht mit sich herum tragen; kann keine fertige Waaren zum Kauf bieten. — Man wäge diese Schwierigkeiten gegen die Beschwärlichkeit eines Zunft-Monopoliums ab, und urtheile dann. Was ist dem Bürger am liebsten, sein Brodt etwas theurer zahlen zu müssen, oder eine Stund Wegs nach Brodt zu laufen? sein Pferdt im Ort beschlagen zu lassen, oder den Knecht und es zwo Stunden lang zu entbehren? — Man nöthiget die Becker und Metzger, frisch Brodt und Fleisch zu verkaufen. Wen will man nöthigen, wenn alle verkaufen dürfen? Soll der Metzger im Winter zwanzig Concurrenten haben, und in den Hundstagen sein Fleisch allein vermodern lassen? Soll der Becker seinen halben Verlag trocken werden lassen, weil 10 andere beym ohnehin Backen, auch ihren Bekannten einige Laibe zukommen lassen? Soll er bey Hochzeiten, Jahrmärkten, öffentlichen Feyern, die so manche unfruchtbare Woche ersetzen müssen, zurück stehen, und nur backen,

wenn man Kreutzerweis holt? Soll der Krämer sich mit allen Nothdürftigkeiten versehen, wann zehn andere nur das alltägliche verkaufen? — Und wo der Kund die Materialien hergiebt, wie kann er sich jedem vertrauen? Der Zunftmässige Meister der mir mein Tuch entwendet, verliert sein Zunftrecht; der andere wird höchstens etliche Wochen zur öffentlichen Arbeit gestellt. — Ferner, wie kann ich hoffen, daß jemand sich mit dem nöthigen Handwerkszeug versehen wird, wenn er nicht gewiß weiß, daß er Nahrung hoffen kann? Soll der Schmid sich Eisen, Kohlen, Ambos, Blasbälke, Feuerwerk anlegen, wenn er weiß, daß alle Tage sein Lehrjung aufstehen kann, und auch schmieden darf? — Ich glaube, daß, wenn man unpartheyisch den Vortheil und Schaden dieser Handwerksmonopolien betrachtet, jener durch die Sicherheit, alle Lebensnothdurft zu haben, weit grösser seyn wird, als dieser. -- Man glaube ja nicht, daß durch diese Handwerksfreyheit die Concurrenz und also auch die Wohlfeile wird befördert werden. Ich habe in meinem Oberamts-Distrikt Orte unter mir, die bey hundert und etlich und achtzig Familien, eilf Schuhmacher, 14. Schneider, 5. Schreiner, 4. Färber, 14. Becker und 10. Metzger haben. — Würde bey der grösten Freyheit eine solche Con-

currenz zu erwarten seyn? Unter etlich und siebenzig Bauren sind vier Schneider in einem andern; in einem dritten sind unter 100 und etlich und zwanzig sieben Schuhmacher, und diese Orte liegen in einem Umkrais von etwa einer Stunde. Wie kommts, daß bey so vielen Arbeitern keine Concurrenz ist? Die Handwerksordnungen sind Schuld daran, sagt man; diese setzen die Preise vest, und keiner darf aus Furcht der Strafe von ihren Preisen herabsteigen. Es mag hier und da so seyn, aber bey uns nicht. Keins unserer Handwerker darf Ordnungen machen, keins darf strafen; und keine Zunftordnung bringt so etwas mit. Ich habe selbst schon einmal eine Klage gegen einen Becker, der unter der Taxe verkaufte, abgewiesen, und werde nie eine annehmen; dennoch sind unsere Preise überall gleich. Doch gesetzt, es gebe noch eine grössere Concurrenz, wie kann ich hoffen, daß die wirken sollte, was die jetzige Anzahl der Arbeiter nicht wirken kann? Unter der grossen Menge von Arbeitern, wird keiner seyn, der sich so viel Vorrath der Materie im grossen schaffen kann, daß er die verarbeitete Waaren deßwegen wohlfeiler geben sollte; keiner, dem durch die öftere Uebung das Handwerk so geläufig werden sollte, daß die schnellere Beförderung ihm einen geringern Preis anzusetzen erlaubte. Oder, wenn

auch einer oder der andere das kann, wie bald werden die wieder das ganze Handwerk an sich reissen, und wenn sie allen andern den Lusten benommen haben, etwas noch darinn zu versuchen, eine grösser Tyranney ausüben können, als zuvor.

Wann ich dieses alles überdenke, so kann ich mir nicht anders vorstellen, als daß die Handwerksfreyheit, ohne die Preise der Bedürfnisse zu verringern, jede Gemeine alle Augenblicke in die Gefahr setzen werde, die nöthigsten Dinge zwey, drey Stunden weit zu hohlen; oder, den Krämern, die dann, was möglich ist, im Vorrath anschaffen werden, einen noch grössern Profit zu lassen, als die Handwerker vor dem nahmen — Ein Hauptsatz den die französische Oeconomisten oft übersehen, ist, daß die Concurrenz der Verkäufer, eine zwanzigmal grössere Concurrenz der Käufer voraussetzt; und daß in den kleinen Dorfgemeinden weder diese noch jene zu hoffen noch zu verlangen ist.

Man denkt sich bey den Raisonnements über den Gang des Handels immer eine ganze Nation auf einen Klumpen, und denkt nicht, daß zwey Drittel derselben in so kleine Gemeinden zerstreut sind, daß sie vom Schwung des Commerzes

merzes gar nichts fühlen. Diesen ists genug, ihre Bedürfnisse sicher zu haben, den Glanz, das Gewühl, den Ab- und Zufluß der Handelnden und der Waaren fühlen die gar nicht.

Aber die Handwerksfreyheit soll die Industrie vermehren. Das Wort Industrie bedeutet so viel, daß man es oft braucht, ohne zu wissen, was man damit sagen will. Ich verstehe darunter erfinderischen Fleiß. Es ist wahr, wenn man Formen und Materien vorschreibt, so wird alle Möglichkeit der Erfindung gehindert; — aber, wer kann sich weniger als Frankreich über den Mangel des erfinderischen Fleisses beklagen? — Frankreich, das blos durch seine erfinderische Genien uns tausend Possen zur Bedürfniß gemachet hat. Doch gesetzt, es wäre so, fällt dieser Vorwurf nicht mehr auf die allzuweite Ausdähnung der Zunftgesetze, als auf diese selbst? Sollte nicht da am ersten erfindsamer Fleiß zu hoffen seyn, wo der Handwerksmann durch öftere Uebung das, was an seinem Handwerk mechanisch ist, schon so in seiner Gewalt hat, daß es ihm keine Anstrengung mehr kostet? Und wo wird einer, wenn die Kundschaften sich unter hundert und tausend Arbeiter vertheilen, sich einen solchen Handgriff erwerben können? ferner, wenn der Handwerksmann reisen muß, so hat er hun-

dert Gelegenheiten für eine, seinen Kopf aufzuräumen; er sieht hundert Dinge, die er, wenn ein Genie in ihm ist, zu einer neuen Erfindung combiniren kann; wie wird er diesen Vortheil erhalten, wenn er immer nur in seiner Familie sitzen kann, und nur nach altväterischer Weise arbeiten gelernet hat? Was braucht auch eine kleine Dorfgemeinde für erfinderische Geister? Ist sein Schuh, sein Rock, sein Haus dauerhaft und bequem gemacht, wie der andern ihre; so ist der Bürger einer solchen Gemeine zufrieden, Nach seiner Art zu denken wird er nicht einmal dem Erfinder einer neuen Bequemlichkeit, einer grössern Dauerhaftigkeit einen Groschen mehr geben, als andern; und seine Erfinder, wenn er welche hoffen darf, werden bald ihrer unbelohnten Erfindung überdrüßig seyn. Gehen sie an grössere Orte, so wird der Baurengeschmack, den sie mitbringen, ihnen doch mit ihrer Erfindung keinen grossen Vortheil bringen. Was hindert aber auch am Ende den Fürsten in solchen Fällen von den Zunftordnungen Ausnahmen zu machen? Die Baadische Regierung hat, wenn einer besondere Geschicklichkeit, aber sonst nicht alles erforderliche zum Meisterrecht hatte, seit langer Zeit, nie einen Anstand genommen, solche Leute gegen die Zunftordnung zu dispensiren; und ich habe selbst in meinem Oberamtsbezirk, ohne im

mindesten den Widerspruch der Handwerker zu scheuen, eine solche Dispensation zu Stand gebracht. Warum soll man dann gleich alle in so vielem Betracht nützliche Einrichtungen umwerfen, wenn man ihrem Mangel mit Dispensationen abhelfen kann? Mich dünkt so gar aber, die Schwierigkeit gegen solche Anstände aufzustreben, sporne den erfinderischen Fleiß noch mehr an, als wenn jeder mit dem alltäglichen schon seinen Zweck erreichen kann.

Durch eben diese Dispensationen können die Mängel der Lehr und Wanderjahren ersetzt werden. Ich bin aber sehr weit entfernt, zu rathen, daß man diese Erfodernisse abschaffe. Ich glaube so gar, daß man nicht vorsichtig genug seyn kann, in solchen Fällen zu dispensiren. — Die Lehrjahre, sagt man, sind zu lang. Ich erinnere mich schon lang, von Voltären eine Art von Pollissonnerie über diesen Punkt gelesen zu haben. Es schiene Voltären, und scheinet vielen lächerlich, daß ein Jung, der künftig nichts in seinem ganzen Leben treiben soll, als Schuh zu machen, 4 bis 5 Jahre anwenden muß, eine Kunst zu lernen, die in weniger als zween Monaten erlernt werden kann. Ist aber in der That die Kunst, die freylich noch eher, die in zwey Stunden begriffen werden kann, auch in

zwey Jahren so in die Hand gefaßt, als sie seyn muß, wenn einer Meister seyn, und seine Arbeiten fördern will? Zu aller Handarbeit die einige körperliche Geschicklichkeit fodert, müßten die künftige Meister früh angewöhnt werden. So lang noch des Lehrlings Nerven und Glieder zart und biegsam sind, nehmen sie die Handgriffe alle leichter an, als wenn sie schon stark sind. Will man also, ausgeschlossen den Fall einer besonders glücklichen Disposition, künftig in seinem Handwerk zu einiger Geschicklichkeit kommen, so muß man früh anfangen zu lernen.

Nun woran soll der Junge lernen? Soll der Schuster ihm gleich sein Leder unter die Hände geben? Wer bezahlt die zerbrochene Töpfe? Er muß ihn also erst einige Zeit nur zusehen, nur Pechdrat machen, nur Fleck aufsetzen lassen. Ich weiß, er braucht ihn auch inzwischen, Wasser zu holen, Kinder zu wiegen, Stuben zu fegen; soll er ihn aber müßig lassen, wenn er keine von den kleinen Arbeiten für ihn hat, die seinem kindischen Geschick angemessen sind? Wie der Bube heranwächst, vertraut er ihm mehr; aber jeden besondern Griff lang. — Der wird der beste Musicus, der ehe nicht anfängt Stücke zu spielen bis er jede Note blind greifen kann; und nie wird einer einen guten Schuh

machen können, bis er jeden Theil, jede Art der Zusammensetzung oft genug bearbeitet hat, um sie in die Hand zu bekommen. Ist dieses bey einem jungen flatterhaften Buben in zwey bis drey Jahren zu hoffen? Es ist mit der mechanischen Arbeit des Körpers nicht wie mit den Arbeiten des Geistes. Wer nur ein wenig Genie hat, erlangt geschwind die Gabe des Blicks der Seele. Oft ist ein Ausblick an dem Himmel genug die ganze Astronomie in einer Woche zu lernen; oft sind zween Grundsätze genug zwanzig mathematische Probleme aufzulösen; wie lang müssen wir aber die Feder geführt haben, ehe wir schreiben lernen? Der Drechseler kann lang wissen, wie er die Meisel halten soll; ehe er sie hält, wie er will; der Schmid lang, wie er den Hammer führen soll; ehe er ihn nach seiner Theorie führt. -- Doch gesetzt, der Lehrjung hat in zwey Jahren die Handgriffe weg; ist denn auch sein Verstand geschickt genug, sie auf alle vorkommende besondere Fälle anzuwenden? Hat er schon alle Gelegenheit gehabt, die besondern Handwerks-Vortheile einzusehen? Wie er sich hilft, wenn er einen Fehler gemacht hat, wie er die Materie vorbereiten soll; wie ihren Mängeln abzuhelfen ist; wo er sie am leichtesten bekommen kann; wie sein Werkzeug beschaffen seyn muß; und

tausend andere Dinge, die uns über unsern Büchern gar nicht einfallen.

Er soll auch das haben; was wollt ihr nun aus ihm machen? Soll er nun schon anfangen aus des Meisters Zucht zu kommen? Rousseau sagt einmal, ihr martert euch immer die Zeit euern Kindern zu spahren; mir macht nichts mehr Müh, als etwas zu erdenken, wie ich sie verthun kann, ohne zu schaden. Wenn der Junge ehe seine Seele Vestigkeit genug hat, durch sich sich erhalten, durch sich sich weiter bringen soll, so wirds nie mit ihm recht fortgehen. Im 14. Jahr kommt der Jung in die Lehr, oft, meist noch viel ehe. Gesetzt, er hat im 16ten das Handwerk gelernet; wollt ihr ihn gleich zum Gesellen machen? Soll er gleich aus der Zucht des Meisters kommen, und ihm fast gleich gesetzt werden? Was wird das im 18ten Jahr für ein Mensch werden? Nein! wenn es nicht um des Handwerks willen nöthig ist, so ist es um der Ergänzung der Erziehung nöthig, daß wenigstens die Lehrjahre bis ins 18te Jahr fortgesetzt werden.

Von dem Meister darf der Junge inzwischen nicht weg, sonst verlernt er sein Handwerk wider; was ist also anders mit ihm zu machen?

der Meister wird ihn aber schlecht erziehen? Nicht schlechter als die Eltern auch; er wird ihn mehr Gehorsam, mehr Duldung, und was das meiste ist, mehr anhaltende Arbeit lehren, als diese. Aber, wenn er ihn nun schon brauchen kann; soll er ihm nichts dafür bezahlen? Ists eine mögliche Erwartung, daß der Jung, wenn er zwey Jahre lang erst das Handwerk getrieben hat, mehr als seine Kost verdienen kann? Und wer soll hier bey der erstaunlichen Verschiedenheit der Fälle urtheilen, ob der Jung schon Lohn verdient?— Urtheilt ihr aber auch; wer zahlt dem Meister inzwischen, was der Junge Anfangs verdorben hat; wer die Zeit, da er wenig oder nichts verdienen konnte?— dafür bekommt er das Lehrgeld?— Ich weiß nicht, wie groß dieses in Frankreich ist; aber das, was bey uns bezahlt zu werden pflegt, ist meist so gering, daß es das Schlafgeld in der Lehrzeit kaum bezahlt. Wenn aber der Jung auch das Wenige nicht aufbringen kann, soll er denn sein Talent vergraben?— Dann ists des Staates Schuldigkeit für ihn zu sorgen.— Die Polizeyfreyheit wird diesem Mangel wenigstens gewiß nicht abhelfen; sie wird ihn noch vergrössern. Es wird, wenn sie ihren Zweck erreicht, daß die Profeßionisten sich vermehren und eine grössere Concurrenz zuwege bringen, überall gewiß in

kleinen Orten, an Meistern fehlen, die beständige Arbeit und hinlängliche Arbeit genug haben, um den Jungen in allen Vorfällen des Handwerks zu unterrichten und zu üben; die wenigsten werden einen Jungen nöthig haben, und also schlechter unterrichten, und sich theurer zahlen lassen müssen. Mich dünkt diese Folgen fallen so sehr in die Augen, daß die Philosophen, die die Polizeyfreyheit so sehr predigen, sie nie übersehen haben würden, wenn sie sich nicht so sehr in ihr System verwickelt hätten.

Noch schlimmer rathen sie aber, auch die Wanderszeit und die ganze Geselleneinrichtung abzuschaffen.

Diese Einrichtung hat unbeschreiblich viel gutes. Die meisten Handwerker können nicht ihren Mann ernähren, wann nicht etliche dem Meister um einen mäßigen Lohn arbeiten. Schaft die Wanderzeit ab, so wird unter 10 nicht einer sich entschliessen, dem andern zu seiner Arbeit zu helfen. Jeder wird, wie er aus der Lehr kommt, bey dem Vater und der Mutter sitzen und arbeiten müssen, um ihnen etwas zum Unterhalt beyzutragen. So lang die Familie beysammen bleibt, wirds noch gehen. Nun trennt sie sich aber, nun soll der Junge

für sich allein arbeiten, für sich allein seine Haushaltung Weib und Kind ernähren, und das mit zwey einzigen Händen. So wie er ausgeht zum Kunden, oder sich seine Materie anzuschaffen, steht alles still. Den halben Tag bringt er damit hin; den übrigen schneidet er zu; morgen gehts wieder so — am Ende der Woche wird er von sechs Tagen nicht viere auf seine Arbeit haben wenden können, und doch muß er sieben Tage Essen schaffen. Wird dadurch die Waare wohlfeiler werden als nun, wo ein Schwarm junger rüstiger Leuthe, von Ort zu Ort lauft, und den Meistern um ein weniges Wochengeld arbeiten hilft? — Ferner, gesetzt der Meister, der fleißige erfindrische gute Mann wird krank; wer soll während der Zeit ihm arbeiten helfen? Setzt, er stirbt, wer soll die arme Wittib nähren? Sie, die den Verlust kaum in der Nahrung spührt, wenn sie das Glück hat tüchtige Gesellen zu haben. —

Es giebt ferner Handwerke, die ohne Gesellen nicht bestehen können, der Maurer, der Zimmermann, der Schmid, Schlosser, Tischler, und viele andere. Wo sollen die ihre Hilfe hernehmen, wenn die Verordnung aufgehoben wird, welche die jungen Leute aus ih-

ren Familien treibt, und andern ihre Dienste anzubieten nöthigt? Wenn jeder auf seine Hand arbeiten kann, so wird jedes mittelmäßig grosse Werk durch nichts als die Associationen verschiedener solcher Meister zu Stand kommen. Wer soll da die Direction führen, wo keine Subordination ist? Wie oft werden diese Meister sich trennen, sich gegenseitig einander nachsehen; sich heimlich zum Schaden des Kunden die Arbeiten verderben? Und wo soll der Unternehmer die Arbeiter hernehmen? Wann itzt wo ein Haus gebaut wird, so hat jeder Zimmermann, jeder Maurer seine bekannte vertraute Leute bey sich; wird dann eins gebaut, wo will er sie suchen? Der eine hat da zu thun, der andere dort; der verlangt so viel, der so viel; der verstehts halb, der nicht einmal halb; — Wie kann da der Unternehmer und der Kunde bestehen?

Dem Geist der Handwerkspolicey ist diese Freyheit in Ansehung der Kunden und Meister also ganz zuwider; sie ists auch in Ansehung der Gesellen selbst.

Die meisten Eltern sinnen auf nichts mehr als wie sie ihre Kinder, so bald als möglich ist, aus dem Brodt bringen. Vor dem hat man in der

gelehrten Republik genau darauf gesehen, daß jeder eine bestimmte Zeit in den Schulen und auf den Academien zubrachte. Unstreitig haben wir damal gelehrtere Leute gehabt als nun — doch ich will das nicht einmal sagen, aber mehr Männer haben wir doch gewiß gehabt. Itzt kommt der Bube schon im 18. höchstens 19. Jahr von der Schule; nach drey oft zwey Jahren gar von der Akademie. So bald er zu Haus ist, soll er Geld verdienen. Da giebts Candidaten, Hofmeister, Aerzte, Advocaten, oft gar Beysitzer in Senaten und Aemtern. Die jungen Leute haben noch nichts gesehen, nichts selbst gedacht. Einige haben Kopf und verzweifeln so lang, jemal etwas kluges zu werden, bis sies auch nicht einmal mehr verlangen, andere haben keinen, und glauben sie wären schon Männer. Die lernen denn gar nichts mehr, hören nichts mehr, und bleiben ihr Lebenlang Kinder, Kinder auf den Kanzeln, Kinder in den Senaten, unbekannt mit sich, mit Welt und Menschen, modeln sie alles nach den Universitäts-Ideen, und machen Religion, Gesetze, und alles, was sie berühren, so kindisch, als sie selbst sind. — Was kann der Knab, der als Mann wirken soll, anders machen, als Knabenstreiche? —

Ich führe dieses Beyspiel an, um die Schädlichkeit der vorgeschlagenen Handwerksverbesserungen aus den traurigen Erfahrungen zu zeigen, die wir in der gelehrten Republik alle Tage anstellen können. Bey den Handwerkern und in dem ganzen Staat werden sie noch fühlbarer werden, wenn man die Wanderzeiten und Geselleneinrichtung aufhebt. Wenn der Lehrjung im 18ten Jahr auf seine eigne Hand arbeiten kann, so wird er im 20ten eine Frau haben wollen. Welche Bürger, welche Ehemänner, welche Väter!

Wenn er nicht gezwungen ist, ausserhalb den Mauren seiner Vaterstadt sich umzusehen, wie wird er alle Handgriffe, alle Erfindungen in der Fremde, die Vortheile der Arbeiter in grossen Städten sehen können; wie wird er das Materiale, das er braucht, genug kennen lernen, auf Mittel sinnen lernen, es vorzubereiten, es zu bessern?

Was für ein Maurer, der nichts gesehen hat, als was man vier Stunden weit im Umkreis baut! Soll er Brücken anlegen, Treppen stellen, Keller wölben, wie wird ers angreifen, wenn er nur Dolen und Hünertreppen gesehen hat? Vom Zimmermann, vom Schreiner, vom Schlosser, fast von allen Handwerkern gilt eben das.

Glaubt ja nicht, daß der künftige Meister von selbst gehen, und seine Kenntniß erweitern wird. Es ist ein mühseliger Gang das Wandern ohne Geld. Wenn nicht die unerbittliche Noth es erzwingt, so bleibt der Sohn lieber hinter dem Ofen, und der Vater behält ihn auch lieber, weil er ihn inzwischen brauchen, und durch ihn noch hie und da etwas verdienen kann. Gesetzt aber es wandert einer freywillig, wo will er die Adressen, die Recommandationsbriefe bekommen, die ihm nun seine Kundschaften geben? —

Und dann, wollt ihr in euern Dorfschaften und Städten gar keine Leute haben, die wissen, wie es an andern Orten aussieht? gar keine, die sich ein wenig versucht, ein wenig gelitten, ein wenig mit andern Menschen gelebt haben. Oder fragt, wie viele schon durchs Wandern ihr Glück gemacht haben? —

Warum muß aber der angehende Meister ein Meisterstück machen? Man weiß doch, daß diese Meisterstücke meist nur nach Willkuhr und um bloser Beutelschneiderey willen gemacht werden, meist auch unnöthig sind?

Mich dünkt, man kann solche Meisterstücke erfinden die nützlich sind. Im Badischen ist

vornemlich darauf gesehen worden, und mancher Tischler, mancher Faßbinder, hat durch sein bloses Meisterstück sich ein kleines Capital erworben, das ihm im Anfang wohl zu statten kommen ist. Was ärgert ihr euch nun an einer Probe, die, wann sie auch freylich selten den Candidaten vom Meisterrecht ausschließt, dennoch bey vielen Anreizung zur Kundschaft geben kann. Ich habe einen jungen Schlossermeister gekannt, der aus seinem Meisterstück über fünfzig Thaler gelößt hat, und durch dasselbe in zwey Jahren sich eine Kundschaft erwarb, die den ältesten Meistern das Gleichgewicht hielte. Kann das Meisterstück nicht dazu dienen, daß der Unwürdige ausgeschlossen wird; so kann es doch den Vortheil schaffen, daß der noch unversuchte gute Meister ein Mittel findet sich bekannt zu machen, und die Kundschaften, die doch immer gern aus den Werken auf den Künstler schliessen, zu gewinnen. —

Ueber alle diese Zweifel beruhigen mich die räsonnirende französische Philosophen nicht, sie haben die wenigsten berührt; und einige andere, die sie berühren, haben sie auf eine Art widerlegt, die mich auch nicht überzeugt. Es wird nicht unnütz seyn, auch die zu untersuchen. Erstens sagen sie, daß das Publicum durch die un-

eingeschränkte Handwerksfreyheit mit ungeschickten Arbeitern und Arbeiten überschwemmet werden sollte, fürchten wir nicht, denn man hat an den Orten, wo die Freyheit schon eingeführt ist, wie in den Vorstädten von Paris, gesehen, daß die Handwerksfreyheit diese üble Wirkung nicht nach sich zieht; man weiß auch, daß die Meister der Zünfte einander alle Arbeit gutheissen; und nie wird einer so thöricht seyn ein Handwerk anzufangen, das er nicht versteht, weil er sonst sein Vermögen in Gefahr setzt. Nie wird einer, der ein Werk unternimmt, sich andere Mitarbeiter wählen, als die ihm gut und geschickt genug dazu dünken. —

Immer haben diese Philosophen nur grosse Städte, wie Paris, im Gesicht. Die privilegierte Arbeiter der Vorstädte von Paris finden an den zunftmäßigen in Paris solche Concurrenten, daß sie nothwendig gute Arbeit machen müssen; sie würden in einer zahlreichen Stadt freylich auch ohne Zünfte gut arbeiten, weil der Concurrenten immer unzählige seyn würden. Aber wie gehts uns auf dem Land und in den kleinen Städten; wie gehts da, wo lauter schlechte und mittelmäßige Arbeiter neben einander stehen? Werden da nach der ersten Generation — wenn da noch anders Handwerker

übrig sind — nicht lauter noch schlechtere Handwerker da seyn, die alle, weil sie das Handwerk nur beyher treiben, und nie etwas anders gesehen haben, gleich schlecht sind? — Durch die Uebung bekömmt der Handwerker seine besten Handgriffe; und wo soll er die her bekommen, wann alle zwey Familien einen Schuster haben? — Ich weiß, daß die Handwerker sich einander sehr nachsehen, und noch selten eine Arbeit von ihnen fehlerhaft erkannt worden ist; ich sage aber auch nur, daß bey den Zunfteinrichtungen eher gute Arbeiter zu hoffen sind, weil jeder ehe auf einen Verdienst rechnen kann, und die wenige die an dem Verdienst Theil nehmen, bessere Uebung haben. — Endlich betrügen sich auch diese Philosophen sehr, wenn sie glauben, daß der Unternehmer der bey der Zunftfreyheit ist, was nun die Meister sind, nur die geschicktesten Gehilfen suchen oder finden; daß jeder nur das Handwerk, das er versteht, treiben wird. — Man weiß wie schlecht die kleinen Fabrikenarbeiten beschaffen sind. Meist sieht man bey ihnen nur auf die Geschwindigkeit! Doch laßt den Unternehmer auch den besten Willen haben; wird er auf dem Land und in den kleinen Städten die Wahl haben können? Und, ists wahr, daß niemand sein Capital in ein Handwerk stecken wird, das er nicht

aus

aus dem Grund versteht; warum haben denn selbst die Franzosen, die schon ein Capital brauchen, nur das blose Zunftrecht zu kaufen; warum haben wir, so viele schlechte Arbeiter? — Ja, was braucht einer in ein Handwerk zu stecken, wenn er alle Woche ein anders anfangen kann? Heut kauft er ein Biegeleisen und eine Nadel, und wird Schneider; in 14 Tagen nimmt ihm sein Nachbar das Biegeleisen wieder ab, und er holt den Pfriemen und den Leisten. Itzt backt er für seine Familie, es fällt ihm ein den Becker zu machen, so backt er zugleich einmal fürs Dorf. Hat er ein paar mal als Taglöhner dem Maurer ein Fundament graben helfen, so wird er in den nächsten 14 Tagen Maurer, nimmt den Vorschuß und läßts, wenn der vertrunken ist, wieder stehen. Er ist kein Küfer, aber er kann ein Faß ausputzen, und thuts halb so wohlfeil, auch halb so schlecht. Verdirbt der Wein, stürzt die Mauer zusammen, wo soll man sich erholen? Und was ligt ihm daran, er kann ja metzgen.— Man glaube ja nicht, daß das ein übertriebenes Bild ist. Es giebt unter 10. gewiß immer einen, der, weil er nichts thun kann, alles thun will, weil er nichts verlieren kann, alles unternimmt; und aus bloser Faulheit sich mit tausenderley Arbeiten abgiebt! Itzt besinnt sich einer, doch lang,

ehe er eine Profeßion anfängt, weil er weiß, daß er dabey aushalten muß; giebt sich jeder doch mehr Mühe die Kunden zu erhalten, weil er sonst keine Quelle des Unterhalts hat. —

Der zweyte Einwurf den diese Philosophen heben wollen, ist der: Man wird befürchten, daß der Arbeiter zu viel sind; aber auch das schreckt die Systematiker nicht ab; weil in ihrem System steht, daß die Zahl der Handwerker sich nach dem Bedürfnis und dem Vertrieb abwiegen muß. Warum hab ich aber hier zu jeden zehn Paar Füssen einen Schuster, auf 18 Haushaltungen einen Metzger, und auf 13. einen Becker — an einem Ort wo zwey Drittel selbst backen, und ein Drittel das ganze Jahr keine zehen Pfund Fleisch ißt; wo eine geringe Passage, und weder Soldaten, noch Handel, noch Universität, noch Manufacturen sind; sondern rings um alle halbe Stunden wieder Metzger, Becken, Schmiede und fast alle Handwerke im Ueberfluß wohnen? Warum habe ich auf 18 Familien einen Kaufmann oder Krämer, und auf eben so viele einen Wirth? Warum hab ich, wo, etwa fünf oder sechs ausgenommen, niemand mehr ließt als das Gesangbuch, zween Buchbinder? — Es kann seyn, daß die Zunfteinrichtungen selbst Schuld an dieser Uebersetzung der Handwerker sind; denn wenn einer einmal

ein Handwerk gelernt hat, so mag bis zu seiner Meisterschaft inzwischen angenommen werden wer will, er wird immer dabey bleiben — Hat aber die Handwerksfreyheit die entgegengesetzte Wirkung, daß niemand, als wer Vertrieb findet, sich auf die Handwerke legt; wo bleibt denn die Concurrenz? Und wer soll denn die Gleichwaage aufstellen? Wenn einer in vier und zwanzig Stunden könnte Meister werden, so möchte es so seyn. Soll aber der Bube früh seine Hand zum Handwerk, das ihm oder seinen Eltern vortheilhaft scheint, gewöhnen, wer bürgt ihm dafür, daß, wenn ers kann, die Umstände sich nicht geändert haben? Ich wüßte nichts zu rathen, als daß einer fünf Handwerker zugleich lerne, um künftig erst, wie Conring, sich zu entschliessen, was er werden will — wie wird aber des Schmidts schwäre Faust des Schneiders Nadel führen; oder der auf seinem Stuhl geheftete Schuster ohne Schwindel auf des Zimmermanns Balken wandeln? In der That ich fürchte nur eine kurze Uebersetzung der Handwerker, aber einen desto längern Mangel wenigstens auf dem Land und in den kleinen Städten! —

Ich habe noch mehrere Zweifel gegen die Zunftfreyheit; ich würde aber, wenn ich sie

alle herzählen wollte, von vielen falsch und von vielen gar nicht verstanden werden. Mein Grundsatz bleibt, bis nur das aufgelöst ist, was ich bisher anführte, der: In grossen reichen handelnden Städten wie Paris, macht, was ihr wollt: In kleinern und auf dem Land sorgt nur, daß der so schlecht belohnte, so mühselig lebende Handwerksmann, durch Gewißheit seines dürftigen Unterhalts noch einigen Muth behält; und daß der Einwohner doch nie in Mangel an Arbeitern versetzt wird. In den zehn ersten Jahren wird man die Wirkung der Freyheit nicht spühren. So lang unsere jetzige Meister leben, gehts vielleicht noch, aber wie es aussehen wird, wenn diese abgehn, das wünschte ich wenigstens nicht anzusehen — die grossen Städte mögen sich immer die höchste Concurrenz wünschen; wir bitten, wie die im Trauerspiel —

Ah Seigneur par pitié
Pas tant de concurrence & plus de sureté!

Ich leugne indessen nicht, daß der französischen Philosophen System sehr blendend ist: Und es sollte mich nicht wundern; wenn auch die weisesten der Menschen sich dadurch hinreissen liessen. Man muß die kleinsten Scenen der Menschheit in der Nähe gesehen haben, wenn man davon richtig urtheilen will. Das nehme ich den Philoso-

phen aber ein wenig übel, daß sie aberall die Absicht zu verrathen scheinen, ihr System auf einmal wirklich einzuführen. Der ist deucht mich ein weiser Polizeygesetzgeber, der den Mißbrauch der Zünfte, und den grossen Aufwand, den sie an vielen Orten erfodern, in Schranken hält; der würde aber viel wagen, der sie ganz aufheben wollte. Ich bin kein blinder Verehrer des Alterthums; aber wenn doch einmahl eine Sache sehr alt ist, so scheint mirs doppelten Nachdenkens werth, ehe ich sie ganz aufzugeben rathen würde! — Es lassen sich allenfalls hundert Wege denken, die Mißbräuche die sich mit den besten Sachen einschleichen, abzuschaffen; und wenigstens sollte der Gang aller Polizeyeinrichtungen, wenn sie zumal einen grossen Einfluß haben, und wenn man nicht gleich alles wieder auf den alten Fuß setzen kann, sehr langsam und unmerklich seyn. Gesetzt, das jetzige Handwerkssystem wäre so arg, als die französische Philosophen sichs denken, sollte es nicht räthlicher seyn, wenn man Schritt vor Schritt zur Freyheit gienge; vielleicht würde die ungleich schätzbarere bürgerliche Freyheit nach und nach mehr Wege bahnen — wenigstens würde es den Unterthan ungleich glücklicher machen, wenn es bey ihm stühnde, Theil an der bürgerlichen Regierung zu nehmen, als

wenn er nur Theil an der Schuhmacherprofession nehmen kann — Ueberhaupt ist der Leitfaden des Systems ein untreuer Führer.

Zu wünschen würde es für die Deutschen seyn, wenn sie ausser ihren Kreisen in zehen bis zwanzig Jahren einmal die Würkung an andern sehen könnten, die die Aufhebung der Zünfte in den kleinen Städten haben wird! Ehe wir das können, wolle uns der Himmel vor der französischen Polizeyphilosophie bewahren; lieber wollen wir uns ihre Poesie und Beredtsamkeit zurück wünschen, von welcher wir kaum genesen sind!

Schlosser.

VIII.

Ueber die Träume eines Menschenfreundes.

Ich habe Ihre Träume eines Menschenfreundes gelesen, mein lieber Iselin. Ich würde Ihnen dafür blos gedanket haben, wenn Sie nicht mein Urtheil — oder welches bey mir einerley ist, die Eindrücke und Empfindungen hätten wissen wollen, welche in mir entstanden sind, da ich sie las. Sie sind unwichtig, sind blos Theil der Geschichte meines Verstands, gehören also nicht für das Publicum — aber Sie verlangen sie, und was könnt ich Ihnen geringers für die paar gute Stunden geben, die mir Ihr Buch gemacht hat?

Ihre Träume — ach Iselin, warum sind sie blos Träume? Warum setzt sich ein Mann wie Sie, von so hellen Begriffen, von so vielem

guten Willen, von so ädeler Seele, von solchem Gewicht im thätigen Leben, und in der lesenden Welt, warum setzt sich der hin und träumet, wie wir nach dem Compaß und der Carte glücklich in den Hafen kommen könnten, eben da, wo der eindringende Sturm Compaß und Carten vereitelt? Wie lang wollen wir noch in dem Getümmel der Schlacht das Gewehr präsentiren?

Ordnung der Natur im Chaos stiften, ist Schöpfung; Ordnung der Sitten, der Wirthschaft, der bürgerlichen Verwaltung in unserer Welt ist schwerere Schöpfung, nicht das Werk eines Buchs!

Ja, Iselin, Sie haben recht! die ganze Welt ist ein Haus. Mensch ist an Mensch, Haus an Haus, Staat ist an Staat gekettet. Keins kann den höchsten Grad menschlicher Glückseeligkeit erhalten ohne das andre. Die Regierung ist nicht glücklich, als durchs Glück des Bürgers; der Bürger ists nicht, als durch Sitten und wirthschaftlichen Wohlstand; die Gesetze sind nicht willkührlich, die Polizey ist nicht ein Tyrann; die Erde ist allein die Quelle des Wohlstands; Ihr Bau, das erste Werkzeug des Reichthums; ihren Gewinn erhöhen, der erste

Grundsatz der Staatswirthschaft; Heiligkeit des unumschränkten Eigenthums, die Mutter alles Guten — Aber wo? Iselin? In der armseeligen verirrten Welt; unter den trägen, dummen Menschen; in dem Gewühl der Leidenschaften; in dem eigennützigen Geschlecht, in der aus so viel tausend einzlen selbstständigen Theilen, zusammen gestopfelten grossen Gesellschaft, die nicht mehr Gesellschaft ist, als durch die Aehnlichkeit der Gesichter! Können Sie sie enger zusammen binden die Menschen; können sie alles unebene gerade machen; allen, heutige Verleugnung einprägen, um Glück nach hundert Jahren zu kaufen; dann sind Sie ein neuer Triptolemus, ein Apoll unter den Hirten, ein Heiland der Welt! So lang aber jeder noch thut, was ihm wohlgefällt, so lang 99. unter Hunderten nicht weiter rechnen, als auf den Spann ihres Lebens, oft auch nicht bis dahin, so lang der Mensch nicht geht den Gang der Natur, so lang geht ihn die Speculation umsonst; so lang müssen Gesetze, Anstalten, Verfassungen, Policey, alles nur Flickwerk bleiben, so lang ist die gröste Weisheit: am besten zu flicken!

Sie haben recht, Rousseau hat sich verirrt! Er erniedert den Menschen zum Thier; der Gang

der Natur, den er zeichnet ist Gang im Staub, aber Ihrer, Iselin, ists nicht Gang über den Wolken?

Ich möchte ein Buch sehn, Iselin, wo man uns lehrte wie man Freyheit unter dummen und lasterhaften Menschen einführen kann, wie man Gerechtigkeit handhaben soll, in einer Gesellschaft, deren Seele der Eigennutz ist; wie man Patrioten bilden soll, ohne Vaterland; wie man Christen pflanzen soll ohne Gefühl; wie man Menschenrecht einführen soll unter Roß und Mäulern!

Haben Sie um sich geblickt, Iselin, da Sie ihr Buch schrieben? Ich bin nicht so ungerecht gegen die Menschen, mit denen ich lebe, und die mit mir zu einem Zeitpunkt gebohren worden sind, daß ich sie für den Abschaum der Menschlichkeit halten sollte. Ich halte wie Rousseau, die meisten davon — und oft mich selbst — für nichts als ungezogene, grosse, starke Kinder! Wir haben unsere Aepfel und Nüsse mit denen wir spielen; so lang wir allein spielen können, so geben wir selten andern welche; so bald wir andre brauchen, die mit uns spielen sollen, geben wir, daß wir oft selbst nichts übrig behalten. — Sagen Sie diesen Kin-

dern einmal, gieb einen Theil deiner Nüsse, damit deine Nachkommen auch spielen können, gieb daß deine Nachbarn auch unter sich spielen können, gehe nur hin, dort kannst du, wenn du nur acht Tage lang nicht spielen willst wieder andre haben; werden Ihnen die Kinder gehorchen? Wir wollen heut spielen, werden sie sagen, was gehn uns unsre Nachkommen, unsre Nachbarn an! Mögen sie sehen, wo sie Nüsse herbekommen, was soll ich 8. Tage lang aufhören zu spielen um Ihrentwillen? Geben Sie mir ja doch auch keine, wenn ich welche will — Und, gäben Sie ihnen würklich keine, würde das ungerecht seyn?

Wenn Holland die Mußkaten-Bäume in Ost-Indien ausrottet um den Handel allein zu haben und höher zu treiben; wenn Holland die Häringe allein fangen will; soll England ihm überall Freyhäfen lassen? Wenn mein Nachbar mir kein Holz giebt, soll ich ihm mein Eisen geben?

Ach wenn nicht die ganze Welt meine Brüderschaft erkennt, so ist die Welt nicht mein Bruder. Ich weiß, ich leide selbst durch meinen Eigennutz, ich seufze darüber, ich würde jedermann die ganze Natur öffnen, würde das ge-

meine Menschenrecht überall erkennen, wenn man es nur auch mich geniessen ließ.

Heilig sind die Bande der Nationen, wenn Bruderliebe, wenn Dankbarkeit, wenn Gerechtigkeit sie schließt, wo diese es nicht können, muß Furcht und Zwang die Kette anlegen; eine beschwerliche Kette, für den, der sie trägt, und den der sie hält, aber nöthig für beyde!

In einer Nation von Patrioten ists leicht Gesetze geben. Zeigt Ihnen den Gang der Natur im Staat und das Gesetz ist da, der Zwang, im Patriotismus. Aber wo sind die Nationen? Der König muß der erste Patriot seyn. Er muß blos leben wollen für sein Volk und sein Leben, das er mit dem Geld des Unterthanen kauft, nicht theurer erkaufen, als der reine Ertrag des Landes ihm erlaubt — wie kinderleicht wird dann das Finanz-System! der Unterthan muß, jeder vergnügt in seinem Stand, gern seinen Vortheil aufopfern, wo das wahre Wohl des Staates es verlangt; wie kinderleicht wird da die Polizey zu erhalten seyn. Und doch müssen erleuchtete, weise, thätige Rathgeber und Unterbediente da seyn, die den Gang der Natur ausforschen, die ihn dem König vorzeichnen, die ihn dem Unterthan begreif-

lich machen, die ihn in jedem Detail ausspühren, die alles bemerken, was ihn hindert, denen kein mächtigerer und gewaltthätiger, unweiser Nachbar im Weg steht, die alle ohne Leidenschaft, ohne Vorurtheil sind, die mit gleichem Werth Subordination ertragen, die alle auf einen Zweck arbeiten, unbemerkt, unbelohnt, oft getadelt arbeiten; immer glücklich sind in ihrer Arbeit, nie über das Detail das Ganze aus dem Gesicht verliehren, nie das Detail über das Ganze übersehen, voll Kenntnisse, voll Wärme, voll Mässigung, voll eignen Patriotismus — voll Gottes dem sie gleichen müssen, um Ihren Plan, mein Iselin, auszuführen.

Sie kennen Kleinjogg. Er ist ein Landwirth, wie sie ihn wünschen. Der Mann der rastlos arbeitet, der vor keiner Schwierigkeit erschrickt, der Kopfes genug hat überall die Natur zu ergreifen die ihm die Hand bietet, der auf nichts sinnt als auf Verbesserung, auf Vermehrung des Ertrags, auf Erleichterung der Arbeit, auf Erspahrung des Aufwandts; der so gerecht, so wahr, so ädel denkt, so gern hilft, so gern dem Staat sich unterwirft, so wenig eitel war, ehe man ihn vergötterte, so gern guten Rath annimmt, so gern seinen mittheilt, so wenig von Neid oder Bosheit weiß — Ein Staat solcher

Menschen würde ihren Plan ganz ausführen — nicht wahr? Aber gehen Sie in sein Haus, und sehen ihn als Vater handlen! Sehen die Strenge, womit er, treu seinen Grundsätzen seine Kinder behandelt, wie er ihnen alle Freuden versagt, ihrer aufwallenden Jugend alle Gesetze des vesten Manns auflegt, ihnen immer die Ausschweiffung unmöglich, sie immer unzufrieden, immer lüstern nach falscher Glückseeligkeit macht, weil er sie ihnen nie zu kosten giebt — Was würde ihr Staat auch unter solchen Menschen in der nächsten Generation werden? Und es ist doch nur Ein Kleinjogg; dem tausende der besten, der berühmtesten, der grösten Männer nicht werth sind, die Schuhriemen aufzulösen. — Muß die niederste Classe Ihrer Unterthanen besser seyn als Kleinjogg, wenn ihr Naturplan ausgeführet werden soll, was müssen die Amtleute erst für Männer, was für Engel die Räthe, was für ein Gott muß der Fürst seyn!

Ich habe mit Kleinjoggen über den Vortheil und den Schaden, den die Vertheilung der Höfe mit sich bringt, gesprochen. Er erkannte wie ich, daß nie der Ackerbau auf einigen Grad der Vollkommenheit gebracht werden kann, wenn nicht die Bauernhöfe bis zu einer gewis-

sen Proportion unzertrennt bleiben! Aber was fangen wir mit den andern Brüdern an, fragte ich; wenn weder Handwerker noch Handel in dem Lande blühen? — Ach! sagte der ehrliche Mann, wenn nur die Menschen brüderlich und verträglich zusammen seyn wollten, die Familien könnten immer beysammen bleiben und es würden nie zu viel werden, für ein mässiges Baurengut! — Patriarchen Haushaltung dacht ich, aber wo ist Patriarchentugend? Und selbst Abraham mußte ja theilen mit Loth, selbst Isaacs Kinder trannten sich, und Jacobs Kinder haßten sich, ehe sie noch Jacobs Hof bekamen. Ein kleiner Hof sagen Sie selbst wo, in ihrem Werk, ist verhältnismässig theurer zu bauen, als ein grosser; um den Ertrag zu vermehren müßten viele zusammen stehn. Einer meiner Freunde gabe den Rath zween Nachbaren; die zu ihrem kleinen Feld jeder ein Zug hielte. Sie gehorchten, hielten einen Zug zusammen, und fanden sich wohl dabey; ehe aber noch das dritte Jahr vorüber war, trennte sie eine Kleinigkeit. Jeder erhielte wieder lieber seinen eigenen Zug, und kehrte zu seiner mühseligen Armuth zurück.

Die reinste Himmelstugend muß in aller Herzen wohnen, wo der Gang der Natur Gang

des Menschen werden soll! Und wo ist die Nation die sie hat, wo ein Blatt in Ihrem Buch, das sie nicht voraus setzt?

Nein, Iselin, ich kann mich nicht überreden, daß der Gang der Natur noch unter uns kann betreten werden. Sie scheinen mir dieses selbst, so sehr Sies auf einer Seite leugnen — dennoch auf der andern wieder zuzugeben. Vermehrung der Bedürfnisse scheint Ihnen wünschenswerth. Die Natur verlangt offenbar wenige, die meisten sind Früchte der Einbildungskraft oder eines verzärtelten Cörpers. Sie scheinen sie mir auch nur als Medicin als Springfeder für den trägen Menschen, als Zeitvertreib für den thätigen, der sonst auf nichts als Krieg und Spiel sinnen würde zu wünschen. Geben sie also nicht schon nach, daß es dem Menschengeschlecht unmöglich ist, in dem Mittelweg zu bleiben, den die Natur allein zu ihrem Gang wählen kann!

Die unverdorbene Natur des Menschen hat dunkt mich ausser dem Krieg und dem Schlaf noch Vorrath genug sich die Zeit zu vertreiben die ihr von der Arbeit übrig bleibt. Was thate Abraham mit seinen vielen hundert Knechten in den Nebenstunden? Sollte der unver-

dorbene

dorbene Mensch nicht Freude an die Stelle der Sorge für Bedürfnisse setzen können, die ihn weniger verdürben, als diese? -- Warum wollen sie auf der einen Seite dem Gang der Natur folgen, und auf der andern sich so weit von ihr entfernen, ihn auf dem so schlüpferigen Gang der Weichlichkeit, der Leckerhaftigkeit, der Eitelkeit und des ganzen Gefolgs der Ueppigkeit und Thorheit suchen? Ich gebe ihnen zu, ohne diese würden wir uns um 2 Drittel der Welt gar nicht bekümmern, aber wiegt die Ausdehnung der Menschheit auf die übrige Welt, die viel glücklicher war ohne uns, wiegt sie den Schaden auf, den wir durch diese Vermehrung der Bedürfnisse leiden? — Doch ich wollte das nicht sagen. Es ist verlohrne Zeit, wenn man über Dinge, die so eingewurtzelt, so ins Blut und die Säfte der Menschen eingemischt worden sind, streiten will. Wir haben nun die Bedürfnisse, und Sie thun wohl, daß sie das Gute daran suchen, was Sie noch daran finden können. Ich wollte nur sagen, daß eben die nun unentbehrliche neue Bedürfnisse nothwendig, neue Sorgen, neue Leidenschaft, neuen Eigennutz im Erwerben, neue Trägheit, neue Zerstreuung, neue Unfähigkeit im Genuß machen, folglich wieder ihrem Gang der Natur eine neue fast unübersteigliche Hinderniß in den Weg

legen müssen. Wie wollen Sie die verhindern? Wie wollen Sie dieses neue Heer von Syrenen die von Ihrem Weeg ablocken unschädlich machen? Ohne sie hatten Sie mit Trägheit und Wildheit und Langweile so viel zu kämpfen, daß sie nicht mächtig darüber werden konnten, ohne das Opium aus neuen Bedürfnissen zu ziehen; wie wollen Sie nun dem Rausch widerstehen, den diese machen — machen ohne die Trägheit und Langweil zu heilen, ohne die Wildheit, die nun nur eine andere Form angenommen hat, zu bezähmen?

Es würde Thorheit seyn zu leugnen, daß die Verbesserung des Feldbaues ein Hauptstück einer guten Regierung sey, sie setzt aber voraus 1.) Freyheit des Gewerbs. 2.) Möglichkeit und Leichtheit des Verschliesses. 3.) Sichern Genuß des Seinen, so weit es nöthig ist zur Vermehrung des Ackerbaues selbst. 4.) Geist der Arbeitsamkeit. 5.) Kenntniß, wie man arbeiten soll. — Fehlt eines dieser fünf Stücke, so ist nichts zu hoffen. Die Freyheit des Gewerbs setzt Concurrenz voraus damits nicht an Gewerberen fehle. Diese ist in einem kleinen Feldbaustaat, ist in den kleinen Dorffgemeinden nicht zu hoffen, wird ohne Tugend in dem Gewerber, ohne Redlichkeit im Handel und Wandel nirgend zu hof-

fen seyn; wird ohne verständige Wahl, ohne Fleiß des Arbeiters nicht lange dauren. Die Möglichkeit des Verschliesses setzt geschickte Lage des Staats voraus; setzt weise auch freye Nachbarn voraus. Der sichere Genuß des erworbenen setzt weise, sorgsame, mässige Regenten voraus. Der Geist der Arbeitsamkeit setzt viele Tugend, die Kenntniß wie man arbeiten soll viele Weisheit, Erfahrung, Bekanntschaft mit dem Land voraus. — Welche Voraussetzungen, liebster Iselin, ehe sie hoffen können, den ersten Schritt zu thun!

Neben dem Ackerbau muß viel Gewerb da seyn, damit die Früchte verzehrt werden. Dieses kann ohne viele Bedürfnisse nicht bestehen. Der Reiche soll sie sich machen, soll aber immer darauf sehen, daß dadurch die Reproduction vermehrt werde, und der Bauer die Mittel in die Hand bekomme, seine Waare theuer und schnell zu verkaufen. Welche Mässigung setzt dieses im Reichen voraus! Schickt er sein Geld nach Indien, um Gewürtze, Stoffe und Juweelen zu holen, was wird es uns in Deutschland nutzen? Und wer wird sich mit Schweitzer Thee und Zikorien Caffee begnügen, um dem Landmann Verdienst zu schaffen? Wer wird um den Verschließ des Landweins zu vermeh-

ren, sich den Burgunder versagen, wenn er ihn zahlen kann? Wird der Indianer und der Burgunder uns sein Geld wieder bringen? — Doch kāms im grānzlosen Zirkel wieder zu uns, welche Māssigung keinen Park anzulegen, keine Jagd zu heegen, keinen Ueberfluß von Pferden, von Dienern, keine Mātressen zu halten, welche Māssigung, nicht Schätze zu samlen!

Nun soll der König unter keinem Vorwand mehr nehmen, als einen mäßigen Theil des reinen Ertrags. Welch einen Patriotismus setzt dieses im König voraus! Es ist wahr, wenn er mehr nimmt, so leiden seine Nachkommen; welche Mäßigung für die zu sorgen; so langs ihm nicht fehlt.

Sind wir so weit, so soll der Gesetzgeber blos aus den natürlichen Verhältnissen seine wenige Gesetze abstrahiren — welche mehr als menschliche Weisheit setzt das bey einem so ausgebreiteten Gewerbe voraus, das die ganze Welt umfassen will.

Mit diesem Staats-System soll die Aufsicht auf die Religion stimmen, welche göttliche Klugheit wird da die falschen Auslegungen der Religion von den wahren trennen, welche Tu-

gend und Weisheit des Bürgers wird die Auslegung der Gesetzgeber, gegen die Auslegung des Lehrers dulden? —

Freund, überdenken Sie Ihr so reizendes System, wärmen Sie sich einmal bis auf den Grad, wo der Lehrer aufhört, und der Ausführer anfängt, und sagen Sie uns, ob Sie ohne Sündfluth es ausgeführt zu sehen hoffen.

Zwar Sie wollen das vielleicht auch nicht hoffen. Sie wollen vielleicht nur die Linie ziehen, die die Natur gezogen hat, damit jeder von uns mit seinem Zirkel nur abmessen kann, wie weit sein Standpunkt und der Standpunkt seines Staats davon entfernt ist — Ich dank Ihnen für diese Bemühung von Herzen, wollen Sie aber noch einen grössern Dank verdienen bey mir, und bey allen denen, die so gern gutes thun wollen, und so wenig thun können? Nehmen Sie noch eine Bemühung über sich, die Ihrer werth wäre — Zeigen Sie uns noch die Linie; die wir nach und nach, ohne alles umzuschmelzen erreichen können! Lehren Sie uns die Mittel wie wir die Menschen nach und nach zu dieser Linie ziehen, wie wir sie erleuchten, klug, weis-, gerecht, arbeitsam, mässig, brüderlich, patriotisch machen können, wenn es

auch nur so weit wäre, als die Mittellinie erforderte.

Ich weiß, ich fordre viel, vielleicht das unmögliche. Es giebt für die Nationen keine Mittellinien. Sind sie nicht ganz tugendhaft, so werden sie in der dritten Generation ganz verdorben seyn, doch lehren Sie uns die Mittel, wie der ersten Generation wenigstens der Saame des Guten einzugeben, und wie sie zu bewegen ist, ihn für die zweyte auszustreuen; wie diese anfangen kann auszureuten, und wie denn nach und nach alles zu der herrlichsten Erndte reifen kann! Ihre Bemühung wurde nützlicher und leichter seyn, wenn sie vielleicht einen bestimmten Staat vor sich nähmen, dessen Verfassung Ihnen genau bekannt wäre, und auf diesen — aber nicht Lehren, — ihre Vorschläge anwendeten.

Sie wissen man hat dem Plato einmal ein Land eingeben wollen, das er nach seinen Grundsätzen hätte regieren sollen. Wie sehr, mein Iselin, wünschte ich, daß Sie zu einer ähnlichen Unternehmung berufen würden! Wie gern wollte ich das herrliche Schauspiel sehn, so herrliche Ideen in der Würklichkeit! Wie gern wollte ich die Mittel lernen, wodurch sie dieses Wunder zu Stand gebracht hätten!

Ach ich fürchte Sie würden der undankbaren Mühe bald überdrüssig werden! Was dem Philosophen evident ist, überzeugt oft den Pöbel nicht! Die nöthige Ungleichheit wird immer dem Niedern beschwehrlich seyn, immer wird er sich in ihr hinauf schwingen wollen, immer wird sein Eigennutz beredter seyn, als ihre Weisheit, immer wird ein Theil der Nation sich blenden, ein anderer sich verführen lassen, und die wohlthätige Hand zurück stossen, die sie mit Gütern überschütten will — Selbst Gott sagt zu Israel, ich habe euch Gesetze gegeben, die nicht gut sind; selbst Christus gesteht, daß Gott die Ehescheidung blos aus Mitleid für die harte Herzen der Juden gestattet habe; selbst Gott konnte durch seine Staatseinrichtung den jüdischen Staat nicht vor dem Fall bewahren! Reichthum war immer die Klippe, wie werden Sie diese vorbeyseegeln, da zwey Drittel Ihrer Grundsätze dahin gehn, Reichthum zu sammeln, um Reichthum zu vermehren?

Wenn ich ausgerüstet wäre mit der Weisheit und Thätigkeit, die der Fürst haben muß, der eine glückliche Nation beherrschen will; ich würde mir ein armes Volk wünschen. Ich würde es abhärten zur Arbeit, und entfernen von aller Bedürfnis, die ihm die Natur nicht

macht; ich würde es zu bewegen suchen, allen seinen erarbeitenden Ueberfluß jährlich weg zu schenken, den Menschen, wenn ich könnte, umsonst, und den Vögeln des Himmels für ihren Gesang. Ich würde nicht Krieg führen, aber Krieg führen lehren, würde nicht philosophiren, nicht theologisiren lassen, aber Gott anbeten und froh seyn; ich würde einen Eyd nehmen von meinem Volk, daß sie nie Eroberungen zu machen suchen sollten, daß sie nie sich erobern lassen wollten — Und das würde meine ganze Politik, mein Finanzsystem, mein Gesetzbuch seyn — Hätte Romulus das von den Römern gefordert, Theseus von Atheen und Lykurg von Sparta; so stünden sie noch die herrlichen Nationen; hättet ihrs gekönnt, edle Schweitzer, ihr wäret noch was ihr waret! Ich fühle, ich werde tausenden und Ihnen Unvernunft sagen; aber ich bin überzeugt in mir, daß nichts als Arbeit und Nothdurft ohne Ueberfluß die Menschen auf dem ächten Gang der Natur erhalten kann, daß jede Bedürfniß über die Natur sie Meilen weit von ihr entfernet; daß Reichthum die Quelle alles Elends ist, und daß wir, so wie wir itzt sind, uns nur durch die Welt betteln müssen! Denn sie sind dahin die Zeiten, wo wir zu jener edlen Einfalt zurück kehren könnten. Zwar weiß ich keine, wo sie herrsch-

te; aber es waren glückliche Zeiten, wo wenig Schritte, wo nur einige Mäßigung genug gewesen wäre uns in einem lebendigen Beyspiel zu zeigen was Menschennatur, und was Gang der Natur ist: — Doch Sie haben mich angesteckt, Iselin. Ich schreibe auch Träume; und Ihre sind reizender den meisten, meine — o daß ich nie erwachen müßte! —

Sie sehen, mein Iselin, daß ich Ihr Buch nur zu gut halte für eine Welt, wie die unsre, nur vergebens umschaue nach Händen, die ausführen sollen, was ihre Menschenliebe vorschlägt. Doch vielleicht reift wo ein Saamenkorn von den vielen, die Sie verstreuet haben. Vielleicht lernt hier und da ein Regent die Mäßigung nicht mehr zu nehmen was man hat, sondern was man geben kann; vielleicht wird einer oder der andere durch Sie wieder Manns genug nach und nach die Quelle der Freyheit so weit wieder zu öffnen, als es unsre Schwachheit trägt; vielleicht wird nach Ihrem so wahren mir schon so lange vor Augen schwebenden Vorschlag der Güterbesitzer wieder vornehmster Theil der Regierung; vielleicht werden einmal wieder die Landstände zur Gesetzgebung, zu den Anlagen und zu den Ausgaben gezogen. Haben wir einmal das, so wollen wir das übri-

ge Gott und der Zeit überlassen — Zwar ewig verriegelt ist der Gang der Natur, und mehr als ein Cherub steht mit flammendem Schwerdt davor; aber einige Stuffen können wir noch aus unserm Abgrund steigen. Ach Iselin, hätten Sie nur nicht zu viel verlangt! Wagen Sie einmal mehr als Träume, und zeigen Sie uns das wenige das wir erreichen können. Ich weiß es ist angenehmer eine neue Maschine zu idealisiren, als die alte auszubessern; wir haben aber einmal die alte, und können sie nicht wegwerfen.

Emmendingen, den 24. Augstm.
1776.

IX.

Antwort
an Herrn Hofrath Schlosser.

Noch niemals hat ein Packet von Ihnen, vortrefflicher Freund! mich ohne Freude gelassen. Dasjenige hingegen welches Ihre Gedanken über meine neuen Träume enthielt, hat bey der ersten Durchlesung mich mit einer lebhaften Betrübnis erfüllet. Noch niemals ist das Lob eines urtheilsvollen und erleuchteten Mannes meiner vielleicht allzueiteln Seele nicht angenehm gewesen. Aber dasjenige, so Sie da diesem Werkgen ertheilet haben, erfüllete sie mit Bitterkeit. Der schärfste Tadel würde mir weit erträglicher gewesen seyn. Hätten Sie mir gesagt: Iselin du hast dich verirret, und den besten Weg zur Glückseligkeit den du für dich und deine Mitmenschen suchest nicht gefunden. Es ist ein andrer, ein beßrer, den wollen wir mit einander suchen, und, wenn wir ihn gefunden haben werden, mit einander betreten und unsere Mit-

menschen darauf rufen: So würde ich nicht bestürzet, nicht darniedergeschlagen, ich würde nur aufgemuntert worden seyn, mich und meine Arbeit zu prüfen und Sie und andre um Leitung und um Aufklärung zu bitten. Aber nun sagt mir ein Mann, den die Welt höret und gern höret: Ja, du hast den Weg entdecket den man zur Glückseeligkeit wandeln muß; aber umsonst. Mit ewigem Eise bedeckte, unübersteigliche, ewig unwegsame Gebürge ligen zwischen ihm, und denen die ihn gehen sollen; zwischen ihm und dir selbst. Du hast weiter nichts gethan als einen Blick in ein gelobtes Land das du nie betreten wirst und wo deine Brüder nie hinkommen werden, das sie nicht werden zu sehn verlangen, weil sich ihre kleinen und verdorbenen Seelen keinen Begriff davon machen können, weil es ihnen immer wie eine Chimär vorkommen muß. Sie werden gleichgiltig über deine romanhaften Erzehlungen an dem Fusse der unübersteiglichen Gebürge stehen bleiben und wenn einige zu dir hinauf klettern sollten: so werden sie nichts gewonnen haben, als was dein Antheil seyn wird, wenn du einmal deine Augen recht öffnen wirst; Verzweiflung.

So haben Sie, Freund, bey dem Kusse des Lobes, den Sie auf meine Lippen drückten, einen Dolchen in meine Brust gestossen. Nicht daß Sie meinen Glauben an die ewigen und unveränderliche Rechte der Wahrheit und der Tugend geschwächet hätten, denn das wollten Sie nicht -- und das hätten Sie auch nicht gekonnt. Nein, weil ich befürchtete Ihre beredten Einwürfe würden in unzähliche übelverwahrte Seelen Eindrücke machen, die unaustilgbar seyn würden. Ich hatte so gar die Schwachheit daß ich auf den Gedanken gerieth, Ihren Brief zu zernichten und zu verbergen. Aber, nachdem meine Bestürzung vorüber war, faßte ich wieder Muth, las diesen Brief wieder, und fand daß es ein unedles Mistrauen in die gute Sache verrathen würde, ihn unterdrücken zu wollen; fand daß es Pflicht sey ihn zu beantworten und zwar so ausführlich als es die Würde und die Wichtigkeit der Gegenstände erfordert, die er behandelt. Und dieses gedenke ich in den Ephemeriden zu thun.

Ich weiß wohl daß ich verlohren haben würde, wenn es hier auf einen glänzenden, angenehmen, einnehmenden Vortrag ankäme. Diesen habe ich nicht in meiner Gewalt, und wer sollte es wagen es in diesem Stücke gegen Sie

aufzunehmen? Da es aber nur auf eine einfältige und ungekünstelte Darstellung der Wahrheit ankömmt: So schmeichle ich mir meine Bemühung werde nicht vergebens seyn.

Ich traue so gar Ihrem edeln menschenfreundlichen Herzen zu, daß eine Zeit kommen werde wo es Ihnen selbst schmerzhaft fallen würde in diesem Kampfe Sieger geblieben zu seyn. Ja liebster Schlosser; immer werden Sie nicht so denken wie nun und es wird eine Zeit kommen, wo es Ihnen laid seyn wird so geschrieben zu haben.

Basel, den 31. Augstmonat
1776.

Is. Iselin.

X.

Zweyter Brief an Herrn Hofrath Schlosser.

Ehe ich die Prüfung Ihrer Einwürfe unternehme, vortreflicher Freund; sehe ich mich genöthigt eine allgemeine Anmerkung zu machen, die ich gern unterdrücken möchte; und die ich unterdrücken würde, wenn es nicht ein Verbrechen verletzter Freundschaft wäre, sie Ihnen zu verheelen, und ein Verbrechen beleidigter Wahrheit sie vor dem Publico geheim zu halten. Sie betrift den Geist der Ihre so schönen Arbeiten beseelet, der sich vor Ihnen selbst verrätherischer Weise verbirget, und indem er sich unter die Maske der Wahrheitsliebe verstecket; ihr edels Herz dahin reißt. Mir deucht, weil es doch einmal gesagt seyn muß, dieser sey der Eroberungsgeist.

Stärke der Seele, ein grosser Muth, ein Adlersblick der in das innerste der Dinge drin-

get, womit sie in dem höchsten Grade begabet sind, geben Ihnen ein unwiderstehliches Recht Seelen zu beherrschen und spornen Sie zu einer gränzenlosen Thätigkeit an. Sie sind gebohren groß zu seyn und sich groß zu zeigen. Würden Sie bloß auf der Bahn bleiben welche Plato, Aristoteles, Cicero, Grotius, Cumberland, Thomasius, Wolf, Daguesseau, und neulich erst die französischen Oeconomisten mit so grossen Erfolgen betreten haben, und auf welcher in ihrem Gefolge so viele anderen die weit unter Ihnen sind, liebster Schlosser! sich berühmt gemacht haben: So würden Sie bey der Welt, die das höhere Verdienst sehr langsam von dem mittelmäßigen unterscheidet, lang nur einer von diesen zu seyn scheinen, die das Gefolg jener nur vergrössern. Sie würde das Originale, das Grosse, womit sie sich auszeichnen noch lang nicht nach Würden schätzen und ehren; Sie würden nur langsame Eroberungen machen und Ihr feuriger Geist, will keine kleinen, will nur Riesenschritte thun. Darum edelmüthiger Freund! locket er sie auf eine Bahn, wo er hoffet, daß mehr Loorbeeren einzuerndten sind, ein lauteres Zujauchzen zu erwarten stehet, ein grösserer Zulauf sich ergeben wird. Da ist nicht die Frage ob Sie zerstöhren, ob Sie verwüsten, ob Sie zu Grunde richten werden. Sie

geden=

gedenken alles wider schöner, vester, besser aufzubauen. Wenn Sie die Usurpatoren in dem Reiche der Meynungen werden gestürzet haben: So werden Sie eine gerechte Verfassung einführen; Sie werden die Ordnung herstellen. Sie werden die Wahrheit prangen machen.

Aber indessen werden so viele Unschuldige darunter leiden, dadurch fehlgeleitet werden, und Ihre voreiligen Eroberungen werden mehr glänzend, als wirklich seyn. Einige wenige Edle, Starke werden sich an Sie schliessen, werden unter Ihrer Fahne kämpfen und Ihnen Ehre machen — Aber dieses wird die Mänge derer nicht thun die Ihnen zulaufen wird. Diese wird nicht Liebe zur Wahrheit, sondern Liebe zum Paradoxen, nicht edles Gefühl, sondern kleine nidrige Hoffnung ihre Dohrheiten und ihre Ungerechtigkeiten zu vertheidigen bewegen Begriffe anzunehmen die sie nicht fassen und von denen sie glauben, daß sie die Unordnung begünstigen, da doch die Absicht derselben gewiß nicht dahin gehet. Ja mein würdiger Freund! die Anzahl derer, die Ihnen Beyfall zujauchzen werden, wird groß seyn; und ihr lauter, mächtiger Thon wird eine Zeitlang Ihren Ohren schmeicheln; aber, wenn Sie einmal Ihre Leute näher kennen werden, so werden

Sie sich der meisten derselben schämen; und so wird es Ihnen wehe thun, daß Sie diesen Leuten ein Anlaß gewesen sind, sich wegen vielen Ausschweifungen des Geistes und des Herzens für Philosophen anzusehen, da sie doch nur Dohren waren.

O, mein Freund, warum wollen Sie in der gelehrten Welt ein Cäsar werden, da Sie ein Scipio seyn können; warum wollen Sie ein Rousseau seyn, da Sie ein Fenelon seyn können?

Ich umarme Sie.

Basel, den 1ten Herbstmonats
1776.

Is. Iselin.

XI.

Ueber die Träume eines Menschenfreundes.

Dritter Brief an Herrn Hofrath Schlosser.

„Ordnung der Natur im Chaos stiften, ist
„Schöpfung,„ sagen Sie vortrefflicher Freund!
„Ordnung der Sitten, der Wirthschaft, der
„bürgerlichen Verwaltung in unserer Welt, ist
„schwärere Schöpfung, nicht das Werk eines
„Buchs.„

Freylich ist Ordnung stiften nicht das Werk eines Buchs. Aber deswegen ist Ordnung in der Welt doch keine Chimäre, ist die Hoffnung dazu nicht ungereimt, ist der Wunsch davon

nicht lächerlich; so wie es die Meynung wäre, diesen Wunsch und diese Hoffnung mit einem Buche zu erfüllen. Dieses war auch die meinige nicht als ich vor zwanzig Jahren unreife Träume drucken ließ, und es ist sie nun noch viel weniger, da ich nach zwanzigjährigem Nachdenken, solche drucken lasse, die, wenn ich meine Absicht nicht gänzlich verfehlet habe, doch etwas reifer seyn sollen. Aber, wenn mein Werkgen nur in einigen Seelen Licht und Ordnung erzeuget, die ohne mich davon lär geblieben wären, so glaube ich schon nicht umsonst geschrieben, nicht umsonst gelebt zu haben. Wenn nur ein einziger Mensch durch mich aufgemuntert wird Ordnung in seinem Hause einzuführen, eine Familie in dem Geiste der Ordnung zu erziehen, den Grund zu der Glückseeligkeit einiger Nachkömmlinge zu legen: So werde ich schon höchst zufrieden seyn und mich über unverwelkliche Früchte meiner Arbeit freuen können; über Früchte, die noch fortfahren werden, mehrere und kostbarere Früchte zu erzeugen, wenn mein Andenken schon lang vergessen seyn wird. Die blosse Möglichkeit eines solchen Erfolges hat immer für meine Seele die mächtigsten Reize gehabt und hat sie noch. Sollten wir nicht schreiben, liebster Schlosser, weil Ordnung in der Welt stiften nicht das Werk

eines Buches ist? Sollten wir uns abschrecken lassen mit zu einem Zwecke zu arbeiten, der eine unzählliche Mänge vereinigter Kräfte erfordert, weil wir nur einen unendlich kleinen Theil dieser Kräfte besitzen? Wenn ieder, der etwas Gutes verrichten könnte so dächte; wenn jeder dächte, du vermagst doch nicht alles, was willst du denn etwas thun: So würde ja noch in keinem Winkel, dieser elenden, öden, wüsten Welt etwas gutes geschehen seyn; so würden in allen Staaten, in allen Häusern, in allen Seelen noch die dichtesten Finsternisse herrschen. Daß der Mensch mit einer so unedeln Nidergeschlagenheit sein Pfund vergrabe, ist gewiß die Absicht des allweisen und allgütigen Gebers nicht. Er will daß durch die Mittheilung des Lichtes, durch den Unterricht und durch die Ermahnungen welche Menschen ihren Mitmenschen geben, Licht und Liebe unter den Menschen ausgebreitet und Ordnung und Glückseeligkeit erzeuget werden. Er hat den Unterricht zu einem der ersten Bedürfnisse des Menschen gemacht, der sich über den thierischen Stand erheben will und soll; und er hat mit der Ertheilung und mit der Empfangung desselben die mächtigsten und süssesten Reize verbunden. Seinen Absichten nach dem Maasse seiner Kräfte zu entsprechen, ist in meinen Augen die erste und

die schönste Pflicht des denkenden Menschen. Etwas thun das dieser Absicht zuwiderläuft, Verwirrung, Finsterniß in den Seelen seiner Mitmenschen unterhalten, verderbliche und unordentliche Bewegungen in ihren Herzen erzeugen und stärken; die Uebermacht der Unordnung durch diese unseeligen Mittel vermehren; nicht alle seine Kräfte anwenden sie zu vermindern: Dieses scheinet mir das gröste Unglück zu seyn, für einen Menschen, dem der Himmel Gaaben des Geistes, so klein oder so groß sie auch seyn mögen, hat zu Theile werden lassen. Dieses Unglück, theuerster Freund, sollen wir, wollen wir von uns abwenden; darum lasset uns nicht einander zurufen — was willst du arbeiten, du arbeitest umsonst; sondern einander eifrig zusprechen, auf der Bahn des Guten muthig fortzufahren; nicht uns durch jeden Widerstand darniderschlagen lassen — sondern uns gegen den Spott der Witzigen, wie gegen die Unempfindlichkeit der Dummen und gegen den Haß der Bösen mit einem standhaften Muth bewafnen.

„Die ganze Welt ist ein Haus. Mensch ist
„an Mensch, Haus an Haus, Staat ist an
„Staat gekettet. Keins kann den höchsten
„Grad menschlicher Glückseeligkeit erhalten,
„ohne das andre. Die Regierung ist nicht

„ glücklich, als durchs Glück des Bürgers; der „ Bürger ists nicht, als durch Sitten und wirth„ schaftlichen Wohlstand. Die Gesetze sind nicht „ willkührlich; die Policey ist nicht ein Tyrann. „ Die Erde ist allein die Quelle des Wohlstands, „ ihr Bau das erste Werkzeug des Reichthums; „ ihren Gewinn erhöhen, der erste Grundsatz „ der Staatswirthschaft; Heiligkeit des unum„ schränkten Eigenthums, die Mutter alles Gu„ ten.„ Das geben Sie zu, theuerster Freund; „ Aber „ fügen Sie, mit einer Art von Siegesgepränge, bey, „wo? In der armseeligen verirrten Welt?„ Ich frage dagegen; wordurch ist diese Welt armseelig und verirrt, als eben weil sie diese heilige Ordnung, die einzige Quelle, woraus wahrer wirthschaftlicher Wohlstand fliesset, miskennt, verachtet, entweiht. „Unter den trägen, dummen Menschen?„ Worinn besteht aber ihre Dummheit; als darinn, daß sie nicht einsehen, daß ihnen nichts wahren Vortheil bringen kann, als was mit den Gesetzen der Ordnung übereinstimmt? Warum sind sie so träge zum Guten, so schnell zum Bösen, als eben durch diese Unwissenheit; von dieser sollten wir sie nicht durch Unterricht zu heilen trachten? „ In dem Gewühl der Leidenschaften?„ Nein da ist freylich nicht Ordnung, nicht Mäßigung, nicht Gerechtigkeit. Aber eben deshalben sol-

len wir uns bestreben durch richtige und helle Begriffe das Feuer zu besänftigen das verworrene und falsche entflammet haben; durch edle und ihrer würdige Nahrung die Seelen von der eckelhaften und vergifteten zu entwöhnen, welche die Uebermacht der Sinne und der Einbildung ihr so schmackhaft macht. „In dem eigen„nützigen Geschlecht, in der aus so viel tau„send einzelnen, selbstständigen Theilen zusam„mengestoppelten grossen Gesellschaft, die nicht „mehr Gesellschaft ist, als durch die Aehn„lichkeit der Gesichter?„ Verlangen Sie, vortreflicher Schlosser, eine Gesellschaft die nicht aus einzelnen, nicht aus selbstständigen Wesen zusammengesetzt wäre? Und können Sie sagen, daß diese grosse Gesellschaft nicht mehr Gesellschaft ist, als durch die Aehnlichkeit der Gesichter? Lasset uns annehmen, daß in aller Menschen Herzen das Gefühl erloschen wäre, welches dem Menschen den Menschen unentbährlich machet; daß aus aller Verstande der Gedanke verschwunden wäre, daß der Mensch nur mit dem Menschen nur durch den Menschen die Glückseeligkeit erreichen kann, zu deren er bestimmet ist; so würden deswegen diese allgemeine Verderbnis des Willens und diese allgemeine Verfinsterung des Verstandes die Gesellschaft nicht aufheben, welche der weise Urheber der

Natur unter den Menschen gestiftet hat. Diese Einheit der Angelegenheiten, welche den Wohlstand des einen Menschen für den andern zu einer Quelle von Wohlstand, und die Bedürfnisse aller zu Triebrädern einer glücklichen Thätigkeit für alle gemacht hat, würde durch die allgemeine Miskenntnis, wenn sie auch möglich wäre, nicht zernichtet werden können. Das allgemeine Elend würde, wie grösser es seyn würde, für einen Menschen, der aus der Trunkenheit, die seine Mitbrüder befallen hätte, erwachen würde, ein desto grösserer Beweis seyn, daß es nöthig sey sie aus ihrem Irrthume zu reissen; daß er keinen Augenblick verliehren müsse es zu thun, und daß, wenn ihm auch alle zuruften; du bist ein Tropf, du unternimmst eine vergebene Arbeit, wir sind in unserm Rausche zufrieden; oder wenn auch alle ihm alle möglichen Uebel droheten, er doch sich nicht abschrecken lassen solle, zu thun, was ihm möglich wäre. Sollte er nur einige so glücklich machen als er selbst ist; so würde er schon unendlich viel gewinnen und diese wenige würden zwar in einem langsamen aber doch gewissen Fortschritte jeder wider einige durch ihre Beyspiele und durch ihre Ermahnungen zu glücklichen Menschen und zu Werkzeugen einer ausgebreitetern Glückseeligkeit machen.

„ Können Sie sie enger zusammenbinden die „ Menschen? „ O nein, enger als Gott sie vereiniget hat wird keine Macht sie zusammenbinden können. Aber sie zu belehren, sie fühlen zu machen, daß Gott sie auf das engeste zusammenverbunden hat, daß, eben weil ihr Unverstand und ihre unordentlichen Leidenschaften diese heilige Verbindung zerstöhren, sie unglücklich sind; daß nicht anders sie ihr Schicksal erträglicher machen können, als in so fern sie sich den heiligen Gesetzen unterwerfen, durch welche diese Vereinigung wieder hergestellet und unterhalten werden kann; dazu so viel beyzutragen als es mir meine schwachen Kräfte erlauben, halte ich für meine theuerste Pflicht. Sollte ich auch ohne Erfolg arbeiten, so würde die Beruhigung meiner Seele, so würde die Süssigkeit der Arbeit selbst mir schon eine unendlich kostbare Belohnung seyn.

„ Können sie alles Unebene gerade machen? „ O nein. Ich empfinde wie schwär es mir ist, in mir selbst Unebenes gerade zu machen, wie viel mir da noch zu thun übrig bleibt. Allein sollte ich nicht arbeiten, weil ich nicht alle Arbeit thun kann. Ich meyne wenn ich nur andre zur Arbeit aufmuntre, so thue ich schon vieles. Und die vorsetzliche und freywillige Un-

terlassung von diesem würde sträflich seyn. Wenn ich von einer Strasse nur einige Steine wegwälze, welche den Reisenden den Weg beschwärlicher machen könnten, so habe ich schon besssers gethan als wenn ich ganz stille gesessen oder als wenn ich gar aus Muthwillen noch Steine dahin geschmissen hätte.

„ So lang noch jeder thut was ihm wolge„ fällt — so lang der Mensch nicht geht den „ Gang der Natur, so lang geht ihn die Specu„ lation umsonst. „ Warum sind sie geneigt einem halb trunkenen Reisenden, der in der Irre ist, der den Weg nicht weiß den er wandeln soll, und der sich überredet hat er wisse ihn, auf den rechten Weg zu weisen; warum ihn vor einem Abgrunde zu warnen, in den er sich stürzen könnte; warum ihm ein Licht anzuzünden, wenn die Finsterniß ihn überfällt? Er wird sie vielleicht auslachen; er wird vielleicht ihre Warnung im Augenblicke vergessen; er wird sich vielleicht an dem Lichte brennen, das Sie ihm mitgeben werden. Aber würden sie deswegen besser gethan haben, diese Pflicht der Menschlichkeit zu versäumen, als sie auszuüben?

„ So lang der Mensch nicht geht den Weg der „ Natur, so lang geht ihn die Speculation um„ sonst? „ Was soll aber die Speculation suchen,

als den Weeg der Natur? Welchen Weg soll sie gehen und soll sie führen? Durch hundert tausend Irrgänge, deren keiner einen erwünschten Ausgang hat und von deren keinem sie wissen können wohin er führet. Soll sie eher den Weg der Phantasie gehen, als den Weg der Natur? Wenn der Mensch sich von dem Wege der Natur verirret hat, auf welchen Weg soll ihn die Speculation weisen?

„ So lang der Mensch nicht geht den Gang
„ der Natur: --- so lang müssen Gesetze, Anstal-
„ ten, Verfassungen, Policey, alles nur Flick-
„ werk bleiben: so lang ist die größte Weisheit,
„ am besten zu flicken! „ Freylich, weil einmal im Anfange nichts bessers zu thun ist. Aber zu welchem Endzwecke und nach was für Grundsätzen? Um die Menschen immer weiter von der Bahn der Natur zu entfernen; wo würden sie hinkommen? Nach willkührlichen Grundsätzen, welche die Natur mißkennet? Würden diese nicht nothwendig das Uebel und die Verwirrung immer vergrössern, wie die willkührlichen Grundsätze, welche seit Jahrhunderten üblich sind, sie immer vergrössert und verstärket haben? Oder sollen wir flicken, nach solchen Grundsätzen, welche die Menschen wieder auf die allein sichere und richtige Bahn der Natur führen? welche nicht willkührlich, nicht veränderlich, sondern ewig dieselbigen sind, und de-

ren Erfolge nie verderblich werden können. Welche Art zu flicken wollen wir unserm Fürsten und unsern Mitbürgern empfehlen, wenn sie uns auffordern ihnen zu rathen, und unsern Mitmenschen, wenn wir Bücher für sie schreiben?

„ — Sie haben Recht, Rousseau hat sich „ verirrt. Er erniedert den Menschen zum Thier. „ Der Gang der Natur, den er zeichnet, ist Gang „ im Staub; aber Ihrer, Iselin, ists nicht „ Gang über den Wolken? „ Wenn das ist, liebster Freund! so habe ich nicht den Gang gezeichnet, den die Natur dem Menschen vorgeschrieben hat; denn aufrecht vor seinem Schöpfer und vor seinen Mitmenschen wandeln, ist der Gang des Menschen, nicht kriechen und nicht fliegen. Habe ich ihn fliegen lehren wollen: so habe ich meines Endzweckes verfehlt, so bin ich der Natur untreu gewesen, so gut als Roússeau; so habe ich ihn auch fallen gelehret; denn wer wird fliegen wollen, wird gewiß fallen.

Ich will nun von neuem mich selbst prüfen, und sehen, ob ich mich auf diesem Irrwege befinde. — Ich will trachten dabey so aufrichtig zu Werke zu gehen, als es mir möglich seyn wird; und mein folgender Brief soll Ihnen von dem Erfolge dieser Untersuchung Nachricht geben.

J. Iselin.

XII.
Ueber die Träume
eines
Menschenfreundes.

Vierter Brief
an Herrn Hofrath Schlosser.

Wenn ich Träumer Forderungen an die Menschen thue, die schwär zu erfüllen scheinen, so thun Sie, vortreflicher Freund! wachend nicht minder seltsame.

„ Ich möchte, sagen Sie, ein Buch sehen, „ Iselin, wo man uns lehrete, wie man Frey„heit unter dummen und lasterhaften Men„schen einführen kann. „ Dumme und lasterhafte Menschen sind freylich der Freyheit unfähig und diese zu freyen und glücklichen Menschen zu machen, so lang sie in der Dummheit

und in dem Laster verharren, das ist unmöglich. Aber sollte es unmöglich seyn, einen trunkenen Hirten nüchtern zu machen, damit er seine Schaafe, die, ohne zu sehn wohin sie laufen, einem Abgrunde zueilen, nach einer Seite hintreibe, wo keine Gefahr für sie ist. Sollte es unmöglich seyn lasterhaften Grossen, edlere Begriffe von ihrer Bestimmung beyzubringen, ihnen Gefühle von Güte und von Gerechtigkeit einzuflössen, und allmächlich wenigstens den herrschenden Theil der noch sehr blinden Menschen so zu erleuchten, daß er empfinde, wie sehr Rechtschaffenheit und Fleiß ihn glücklich machen, und wie elend die Gesellschaft und alle ihre Glieder seyn müssen, so lang **Eigennutz** ihre Seele ist.

„ Menschenrecht einführen unter Roß und „ Måulern. „ So weise bin ich nicht gewesen hierauf zu denken. Es ist aber gewiß, daß es nicht ungereimt seyn würde, Fürsten und Grosse, die ihre Unterthanen wie Roß und Mäuler *) halten, wenn man sie auch nicht zu

*) Ich erinnere mich irgendwo einen Einfall von dem Marschall von Vilars gelesen zu haben, der einen sehr richtigen Gedanken enthält. Dieser General sagte bey einem Zuge über die Alpen, er hätte wohl viel hundert Processen zwischen Maultreibern und Mauleseln zugesehen, und zur Schande der Menschheit hätte er fast

höhern Begriffen und Empfindungen bringen könnte, zu überzeugen, daß, wie ihre Pferde nicht anders schön und stark und ihnen nützlich werden können, als in so fern sie wohl genähret und unterhalten sind, auch ihre Unterthanen ihnen nicht anders einträglich werden können, als nachdem sie wohl gehalten werden.

„ Haben Sie um sich geblickt, Iselin, da „ sie ihr Buch schrieben? „ Freylich habe ich um mich geblickt, und freylich habe ich allerhand Menschen wahrgenommen, und unter diesen mehr als einen, bey dessen Anschauen meine ganze Seele erkaltete, wie auch die wärmste Hand erkaltet, wenn sie einen Eiszapfen anrührt; mehr als einen, bey dessen Anschauen jeder gute Vorsatz in mir getödtet zu werden schien. Aber wenn ich zu einer andern Zeit, dieselbigen Menschen anschauete, so fand ich auch in ihnen herrliche Saamen des Guten, Funken des edelsten Feuers und tröstliche Aufmunterung an keinem meiner Mitmenschen zu verzweifeln. Noch mehr, ich habe mehr, viel mehr als Einen gefunden, die dem Ansehn nach

immer gefunden, daß die Thiere wider die Menschen Recht gehabt hätten. Allem Ansehn nach könnte das nämliche von den politischen Maultreibern oder mit dem Vater der Dichter zu reden, von den Hirten der Völker wahr seyn.

in die niederste Classe gehöreten und vor denen ich oft erröthete, weil ich zu schönen und guten Thaten, die sie gethan hatten, mich zu schwach und zu muthlos fand. Nein, vortreflicher Freund! so sehr Sclaverey und Sinnlichkeit den Menschen erniedriget haben, so bleibt das Bild des besten und weisesten Schöpfers immer noch sein wesentliches Vorrecht und es in ihm entwickeln zu wollen, wird, wenn man die Sache recht angreiffen wird, niemals ein eitler Versuch seyn.

In der That, wie Sie, mit Herrn Rousseau sagen, „ungezogene, grosse, starke Kinder,„ sind wir meistentheils. „Wir haben, „fahren Sie fort, unsere Aepfel und Nüsse, „mit denen wir spielen. So lang wir allein „spielen können, so geben wir selten andern „welche; so bald wir andre brauchen, die „mit uns spielen sollen, geben wir, daß wir „oft selbst nichts übrig behalten.„ Dieses Bild ist in vielen Rücksichten vortreflich ausgewählt. Wir sind Kinder; aber wollen wir es ewig bleiben? Sollen andre es ewig bleiben? Sollen wir nicht denken, es komme auch die Zeit des männlichen Alters. Unsre Kinderspiele sind eigentlich von der Natur bestimmt die Fähigkeiten unserer Seelen und die Gefühle unserer

Herzen zu entwickeln und zu üben und uns dadurch unschuldige Freuden zu gewähren. Auch als Männer spielen wir mit Aepfeln und Nüssen; denn Landgüter, Giltbriefe, Bankzettel, Geld, Aemter, Ehrenstellen, Fürstenhüte und Cronen, Reichthum und Armuth, Glück und Unglück, sind nichts anders als Aepfel und Nüsse, die uns Anlaß geben sollen die Vermögen unserer Seelen thätig zu machen und durch einen weisen und wohlthätigen Gebrauch davon Tugend auszuüben, Gutes in dem größten uns möglichen Umfange zu thun, Gott ähnlich zu werden. Es kömmt nur darauf an, ob wir nach den wahren Gesetzen des Spieles, das unsrige treiben, oder nicht. In dem erstern Falle sind wir feine, liebe, glückliche Kinder, in dem letztern sind wir ungezogne, die ihren Eltern Herzenlaid machen, und die gezüchtiget werden oder wenn es nicht geschieht, endlich in eine Grube fallen wo sie zu Grunde gehen. Die Menschen von den wahren Regeln dieses gefährlichen Spieles unterrichten, ist, deucht es mir, eine sehr würdige Beschäftigung, die nicht verdient verlacht zu werden.

„So lang wir allein spielen können; so geben „wir selten andern" von unsern Aepfeln und Nüssen. Aber welch eine traurige Sache ist es, um=

allein spielen, oder nur mit wenigen zu spielen. Sie sagen sehr recht, sehr psychologisch: „So „bald wir andre brauchen, die mit uns spielen „sollen, geben wir, daß wir oft selbst nichts behalten.„ Dieses ist die Natur des Mannes und des Kindes; sie würden lieber alle Nüsse wegschmeissen, als Gefährten entbähren, mit denen sie spielen könnten. Das Spiel ist mehr werth als die Nüsse und wohl spielen, ist mehr als viele Nüsse haben, und auch morgen wieder spielen zu können, ist eine Bedürfnis die das Kind empfindet und der Mann erkennt. Jenes fühlt, dieser weiß oder kann wissen, daß man wirthschaftlich mit den Nüssen umgehen muß, wenn man das Spiel forttreiben will, und daß andre auch welche haben müssen, wenn sie mit ihnen spielen sollen.

„Was gehn uns — unsre Nachbaren an! „Mögen sie sehen wo sie Nüsse herbekommen, „was soll ich acht Tage lang aufhören zu spie„len, um ihrentwillen?" Es ist nicht einmal um ihrentwillen, daß du aufhörest zu spielen; es ist um deinetwillen, damit du nachher desto besser spielen könnest.

„Geben Sie mir doch auch keine wenn ich „welche will." Aber sie geben dir, wenn sie

immer haben gegen den deinigen; weil sie lieber von zwo Arten, als nur von einer haben wollen. Die Vorsehung hat es weislich so eingerichtet, daß immer einer von des andern Nüssen haben will, und nur eine eingebildete Weisheit, nur geblendeter Eigennutzen wollen oft nicht, daß wir Kinder von andrer Kinder Nüssen haben oder ihnen von unsern geben sollen. Aber wenn diese uns keine geben, würde es ungerecht seyn ihnen auch nicht zu geben, fragen Sie. Im geringsten nicht. Demjenigen geben, der geben kann und nicht gibt, würde eine Dohrheit seyn. Aber von demjenigen der uns besser oder bequemer dient als ein andrer keine Dienste annehmen wollen, weil er unsre Dienste nicht annehmen will, oder demjenigen der uns besser oder annehmlicher bezahlt, als ein andrer keine Dienste leisten wollen, das scheinet mir eine andre Dohrheit. Warum sollten wir wegen andrer Dohrheit uns selbst strafen, uns eines Vortheiles berauben den wir von dem ziehen könnten, der von uns keinen ziehen will. Dieses ist allemal die Frucht der sogenannten Repressalien oder Retorsionen.

„ Wenn Holland in Ostindien die Muscatenbäume ausrottet, um den Handel allein
„ zu haben und höher zu treiben; wenn Hol-

„ land die Håringe allein fangen will, soll „ Engelland ihm überall Freyhåfen lassen?" Warum nicht? Wenn Holland die Muscatenbåume ausrottet, so handelt es wie ein unwissender böser Junge, der in seines Vaters Garten Steine wirft und dessen Treibhaus zerschmettert, um Nüsse ab des Nachbars Båumen herunterzuschmeissen. Er schadet sich mehr als einem andern, wenn er noch so stolz auf seine kaufmånnische Schlauigkeit ist. Warum sollte ihm sein Nachbar deswegen Waaren nicht gerne abnehmen, die er von niemand so wohlfeil bekommen kann. Warum ihm nicht Freyhåfen eröffnen, wenn er dadurch Bedürfnisse und Bequemlichkeiten wohlfeiler bekömmt, und wenn er dadurch in den Stand gesetzt wird bey sich andre Producte und Waaren wohlfeiler zu erzeugen. Setzen Sie, liebster Schlosser! Sie håtten eine Fischerey vor Ihrem Gute, und ein Fremder würde Ihnen die Fische wohlfeiler fangen, als Ihr eigner Knecht, der indessen Ihren Acker pflügen würde; wollten Sie diesen nicht lieber fischen lassen?

„ Wenn mein Nachbar mir kein Holz gibt, „ soll ich ihm mein Eisen geben?" Warum nicht, wenn ich mein Eisen bey ihm vortheilhafter anbringen kann, als bey einem andern? Wenn

ich dieses nicht kann, so werde ich ohne dieses meine Waare anderswo anzubringen suchen. Wenn ich anders handle, alsdenn handle ich wie ein Kind, und wenn ich meiner Art zu handeln noch so sehr alles Ansehn der Weisheit zu geben weiß.

„Ach, wenn nicht die ganze Welt meine „Bruderschaft erkennt, so ist die Welt nicht „mein Bruder." Aber wie sollte ich aufhören Bruder zu seyn, da alle Bedůrfnisse meines Herzens, meines Geistes und meines Leibes mich auffordern Bruder zu bleiben, Brudertreue auszuůben; die Liebe der Welt, die mir versagt was sie mir schuldig ist, wieder zu gewinnen; anstatt sie zu trotzen, und ihr Hohn zu sprechen, so geistreich auch der Hohnspruch ist, und so artig er lautet.

„Ich weiß, ich leide selbst durch meinen Ei„gennutz; ich seufze darůber; ich wůrde je„dermann die ganze Natur ǒffnen, wůrde das „gemeine Menschenrecht ůberall erkennen, wenn „man es nur auch mich geniessen ließ." Ist da nicht mehr Eigensinn als Philosophie? Wenn der Mensch, den Sie vertheidigen; denn fůr sich selbst reden Sie da nicht; Sie geniessen gewiß mehr in der Welt als gemeines Menschen-

recht; Sie sind unter denen, die für alle Leiden, welche aus dem Unverstande und der Ungerechtigkeit der herrschenden Grundsätze fliessen, genug entschädigt sind; Sie denken auch viel zu edel, als daß sie nicht jeden andern, so viel Sie betrift gern Menschenrecht geniessen lassen. Wenn der Mensch durch seinen Eigennutzen leidet; warum sollte er ihm, einem Feinde der ihn entehrt und beleidiget, nicht entsagen? Wenn andre eine Dohrheit begehn, die mir und ihnen schadet, soll ich eine begehen die mir und ihnen noch mehr schadet. Sollen wir so das Uebel in der Welt aus Muthwillen vervielfältigen. Soll der Weise oder der Dohr am ersten aufhören ungescheid zu handeln? Wenn ich mich wider das Unrecht sicher gestellt oder dafür entschädigt habe, soll ich alsdenn auf meiner Seite Unrecht thun, und wenn ich mich wieder für das Unrecht nicht entschädigen kann, soll ich es durch eignes vermehren?

„ Heilig sind die Bande der Nationen, wenn „ Bruderliebe, wenn Dankbarkeit, wenn Ge„ rechtigkeit sie schließt. Wo diese es nicht kön„ nen, muß Furcht und Zwang die Kette anle„ gen; " wenn Bosheit und Ungerechtigkeit die Bande verletzen, welche Menschen an Menschen knüpfen: so sollen Macht und Ansehn den

Beleidigten Recht verschaffen, und die Uebertreter von Wiederholung der Vergehen abschrecken. Sie sind deshalben gestiftet um Sicherheit zu handhaben, und um die Menschen in Unternehmungen zu leiten, die ihnen einzeln allzuschwär seyn würden, und die ihr gemeinsames Wohl erfordert, nicht ihnen Fesseln anzulegen, die ihre Thätigkeit hemmen, ihre Kräfte schwächen und das Wohl eines jeden und aller vermindern. Solche Ketten sind, wie sie sagen, gleich beschwärlich für den der sie trägt, und den der sie hält, wenn er recht denket. Daß sie aber, wie sie beyfügen, für beyde nöthig seyn, das kann ich einmal nicht finden. Wenn ich alles übersehe, so weit meine Blicke reichen, so sind sie für niemand nützlich, als für Monopolisten, Projectenmacher, Minister, Müßiggänger, Blutsauger, und so zeugen sie für alle übrigen Menschen nichts als Mangel und Elend. O ihr Leute die ihr so viele überflüßige Sorgen für uns habt, schaffet uns nur Sicherheit vor Gewalt und Unrecht, so wollen wir euch aller andern Mühen entladen, die ihr euch so theuer bezahlen machet.

„ In einer Nation von Patrioten ists leicht
„ Gesetze geben; zeigt ihnen den Gang der Na-
„ tur im Staat, und das Gesetz ist da der
„ Zwang im Patriotismus." Was wür-

de eine Nation von Patrioten seyn? Eine Gesellschaft von erleuchteten Menschen, welche die Rechte der Menschheit kennen, verehren und ausüben. Diesen würde man nicht nöthig haben Gesetze vorzuschreiben. Der Gerechte bedarf keines Gesetzes. Aber braucht der Unweise, der so nicht Patriot ist, der von dem Gange der Natur abweichet, ein Gesetz, das ihm etwas anders zeige als den Gang der Natur, das ihn davon ableite, oder ein Gesetz, das ihn darauf zurückführe; das ihm dessen Vortreflichkeit fühlbar mache, das den bessern Theil desselben vor dem schlimmern sicher stelle, das dahin ziele, ein Volk von Patrioten aus ihm zu machen. Worauf soll unsre Gesetzgebung gehn, wenn nicht auf dieses?

Aber dieses meynen Sie, oder vielmehr sagen Sie, würde Dohrheit seyn; weil es unmöglich ist Patriarchenstand und Patriarchentugend in einer grossen menschlichen Gesellschaft beyzubehalten, weil es unmöglich ist, daß die Familien immer beysammen bleiben; wenn schon Kleinjogg meynt, daß wenn die Menschen nur brüderlich und verträglich zusammen seyn wollten, ein Geschlecht für ein mäßiges Bauerngut niemals zu zahlreich werden würde. In der That, mein Freund! dieser Patriarchenstand, dieses

beständige Beysammenbleiben der Geschlechter ist, Gott Lob, ein Traum für uns, die wir nicht bestimmt waren ewig Araber zu bleiben; und auch Abrahams Nachkömmlingschaft mußte ihnen entsagen, weil sie ein grosses Volk werden sollte. Zwey Drittheile der Menschen müßten in der Trägheit und in der Verderbnis kriechen, wenn weder Handwerker noch Handel im Lande bleiben sollten. Da ich nun überzeuget bin, daß der Urheber der Natur ihr nicht kann einen Gang vorgeschrieben haben, durch welchen der größte Theil der Menschen elend und unbrauchbar, auch die schönsten und edelsten Gaben unentwickelt und ungenützt bleiben müßten; so kann ich ein System nicht für Gang der Natur halten, welches Handelschaft und Künste verbannet, und welches die Vermehrung der Bedürfnisse für ein wirkliches Uebel erkläret.

Ich habe den Gang der Natur gezeichnet, so wie ich mir ihn vorstellte. Ich möchte daß auch Sie ihn nach Ihren Begriffen zeichneten. „Was „that Abraham mit seinen vielen hundert Knech„ten in den Nebenstunden?" fragen Sie; Abraham war ein Weiser, der seine Seele mit erhabenen Gedanken, mit Betrachtung der Werke der Natur, mit Erforschung ihrer Schönheit und Vollkommenheit, mit beständiger Be-

wunderung und Verehrung ihres Schöpfers beschäftigen konnte. Wenn seine Knechte nicht auch Weise waren, so wüßte ich nicht was sie in ihren müßigen Stunden thaten. Ich weiß aber daß Abrahams Vater ein Künstler war, daß lang vor ihm Künstler waren, und daß wenn sie nichts zu thun haben, unsre Bauern ins Wirthshaus gehen, da trinken und oft sich raufen, und daß ihre Junker auf den Redouten und in den Assembleen nichts bessers thun; und deshalben sind für jene körperliche Arbeit und für diese Anbauung des Geistes wahre Bedürfnisse, und diese können ohne Vermehrung der Verderbnis gar wohl bestehen.

„Sollte der unverdorbene Mensch nicht Freu„de an die Stelle der Sorge für Bedürfnisse „setzen können, die ihn weniger verdürben als „diese? Warum wollen sie auf der einen Seite „dem Gang der Natur folgen, und auf der „andern Seite sich so weit von ihr entfernen, „ihn auf dem so schlüpfrigen Gang der Waich„lichkeit, der Leckerhaftigkeit, der Eitelkeit und „des ganzen Gefolges der Ueppigkeit und Thor„heit suchen!" Davon bin ich weit entfernt, liebster Schlosser! Was verstehen Sie durch die Freuden des unverdorbnen Menschen! Jagen, Fischen, Ringen, Fechten, Tanzen, Wet-

telauffen, Wettrennen mit Pferden. Ich verdamme diese Freuden bey dem Menschen nicht der keiner bessern fähig ist; auch der, der bessre kennet, hat einige davon bisweilen nöthig; insonderheit in der Jugend. Aber ich wüßte doch auch nicht warum ich ihnen einen so vorzüglichen sittlichen Werth vor den Freuden zuschreiben sollte, welche aus der Ausübung und aus dem Genusse der Künste geschöpfet werden. Die Mahlerey, die höhere Musik, die Baukunst, die Gärtnerey, die Schauspielkunst und so viele mit diesen verschwisterte Künste können alle von dem Gebrechen der Ueppigkeit und der Waichlichkeit gereiniget werden, und sie bringen viel höhere Seelenkräfte in Thätigkeit, gewähren viel köstlichere Freuden, erzeugen viel erhabnere Empfindungen, als die Belustigungen ihrer unverdorbenen Menschen; Belustigungen, welche immer in den Seelen eine gewisse Rohigkeit unterhalten. Auch die meisten mechanischen Künste haben in diesem Gesichtspunct ihren Werth, und es ist keine deren Ausübung nicht für irgend eine Classe von Menschen eine Bedürfnis wäre. Oft noch mehr als der Genuß ihrer Arbeiten für andre.

Mir deucht ich verlasse die Natur gar nicht auf ihren Wegen, wenn ich die Menschen zu

der Entwicklung und zu dem Gebrauche, von Fähigkeiten aufmuntre, die ihr allweiser Urheber gewiß nicht in ihre Seelen gelegt hat, um nie entwickelt, um nie genützet zu werden.

„ Auf dem schlüpfrigen Gang der Weichlich„ keit, der Leckerhaftigkeit, der Eitelkeit und „ des ganzen Gefolges der Ueppigkeit und Dohr„ heit " suche ich den Gang der Natur nicht. Es thut mir laid genug, daß ich die Menschen, die ich gern nie darauf sehen möchte, so häufig auf diesen Irrwegen antreffe. Die Möglichkeit zu verirren scheinet eine unausweichliche Bedingnis für sie gewesen zu seyn, um sich zu einer höhern Thätigkeit zu erheben. Sollten wir ihnen deshalben den Zugang zu dieser edlern Sphäre abschneiden, wenn wir auch könnten? Ich glaube es nicht. Aber es würde bey den meisten Menschen unmöglich seyn. Und wenn es auch bey allen möglich wäre, wie es bey den Arabern und andern Nationen bis auf einen gewissen Grad gewesen ist: so würden wir dabey wenig gewinnen. Wollten Sie lieber Nationen wie die heutigen Araber, oder solche wie die heutigen Europäer? Sie werden ja sagen; aber würden Sie deswegen Lust haben in Arabien zu gehen, wenn Ihnen der Fürst von Mecca auch das beste Oberamt an-

böte! Und war die Patriarchentugend so ganz ohne Flecken, daß nicht auch unter den verdorbnen Franzosen oder Engelländern, Familien leben sollten, derer Tugend und Unschuld gleich groß wären.

Vollkommenheit, von Menschen verlangen, ist eine chimärische Forderung. Ewig wird wahr bleiben, was der gute Horaz gesagt hat;

Nemo sine vitiis nascitur,
Felix qui minimis urgetur.

Aber deswegen ist es kein ungereimter Gedanke, zu wünschen, daß die Menge der gesellschaftlichen Uebel vermindert, daß die Masse des Guten vermehret und daß Ordnung und Wohlstand anstatt der Verwirrung und des Elendes unter den Menschen eingeführet werden möchte.

Sie selbst wünschen es mit mir, liebster Freund! Wir haben uns beyde dasselbige Ziel vorgesetzet. Aber, wir gehen auf verschiedenen Wegen dazu. Sie finden, daß ich mich verirre. Wir wollen dieses in einem folgenden Briefe näher untersuchen.

Is. Iselin.

XIII.

Ueber die Träume eines Menschenfreundes.

Fünfter Brief an Herrn Hofrath Schlosser.

Wie mehr ich Ihre Einwendungen, oder wie soll ich es nennen, erwege, liebster Schlosser, desto unbegreiflicher kommen sie mir vor. Sie geben alle Grundsätze zu, welche die Freyheit, die Gerechtigkeit, die Güte, die Weisheit zu unentbehrlichen Bedingnissen der menschlichen Glückseeligkeit machen, und Sie behandeln alle Folgerungen, welche unzweifelbar aus diesen Grundsätzen fliessen, als Chimären, welche wohl unsre Einbildung angenehm beschäftigen können, die wir aber nicht mehr zu verehren verbunden sind, als in so fern sie unsern Begierden und

Einfällen schmeicheln, wenn wir mächtig genug sind andern Gesetze vorzuschreiben, oder schlau genug diejenigen zu vereiteln, welche uns vorgeschrieben sind.

„ Es würde Dohrheit seyn zu läugnen, sagen „ Sie, daß die Verbesserung des Feldbaues ein „ Hauptstück einer guten Regierung sey. „ Was folget hieraus? Mir deucht dieses, daß eine gute Regierung zu diesem Ende alle gerechten Mittel anwenden müsse, welche die Verbesserung des Feldbaues begünstigen. Sie läugnen dieses nicht gerade zu. Allein sie geben durch ein aber zu verstehen, daß Sie diese Folgerung wenigstens gern entkräfteten.

„ Sie setzt aber voraus, 1. Freyheit des Ge„ werbs, 2. Möglichkeit und Leichtheit des Ver„ schlusses, 3. sichern Genuß des Seinen, so „ weit es nöthig ist zur Vermehrung des Acker„ baues selbst, 4. Geist der Arbeitsamkeit, 5. „ Kenntnis wie man arbeiten soll. „

Wer ohne Künsteley hier fortdenken wollte, würde den Schluß machen: Da die Vollkommenheit der Landwirthschaft die erste Bedingnis des wirthschaftlichen Wohlstandes ist; da diese fünf Stücke dazu unentbehrlich sind: so muß eine

weise Regierung alles mögliche thun um sie zu befördern.

Sie hingegen gehen von diesem ganz geraden Wege ab, und Sie suchen auf einem Nebenwege einen Einwurf, der uns auf einmal den Fortgang auf unserer ebenen Bahn versperren soll. „Fehlet eines dieser fünf Stücke, so ist nichts „zu hoffen.„ Was verstehen Sie aber hier durch fehlen, ist es gar nicht da seyn, oder ist es nur in einem geringern Grade da seyn, als es zur gänzlichen Vollkommenheit nöthig wäre. Ist es das erstere; so haben Sie unzweifelbar Recht Wo gar keine Freyheit des Gewerbes, wo gar keine Möglichkeit des Verschliesses, kein sicherer Genuß des Seinen, kein Geist der Arbeitsamkeit, keine Kenntnis der Arbeit ist, da ist kein Feldbau möglich. Aber ein Staat wo alle diese Stücke durchaus mangeln, läßt sich auch nicht gedenken. Der dem man sie ganz rauben würde, würde morgen aufhören zu seyn, wenigstens thätig zu seyn. Nur nach Maaßgabe wie jedes dieser Stücke wider darinn würde eingeführet werden, würde er wieder zu leben anfangen.

Wenn ein Mensch nur einem einzigen andern Menschen seine Producte oder seine Arbeit verkaufen darf; so ist er von ihm abhängig, bey

nahe eben so sehr, als wenn er sein Sklave wäre; ja noch mehr, denn in diesem Fall wäre dieser doch verbunden ihn zu ernähren. Geben Sie ihm noch einen mit dem er handeln darf; so wird er schon mit mehr Lust und mit mehr Erfolge arbeiten. Geben Sie ihm zehne; so wird mit seiner Freyheit seine Emsigkeit zunehmen; wenn sie schon noch sehr gering seyn wird, so wird sie doch weit grösser seyn, als da, wo sie auf einen eingeschränket war. So verhält es sich auch mit dem der die Dienste andrer nöthig hat. Schränken Sie ihn auf einen ein; so wird sein Wohlstand sehr gering seyn. Wie mehr sie ihm Leute an die Hand geben werden, die sich bestreben werden seine Bedürfnisse zu befriedigen, desto leichter und sicherer machen sie ihm die Mittel zu seinem Wohlstande. Wenn es nicht möglich ist sie ihm in der grösten Ausdähnung zu gewähren, so iß es doch immer besser sie gewähren sie ihm, so weit es möglich ist, als gar nicht.

So verhält es sich mit allen übrigen Bedingnissen eines blühenden Feldbaues. Wenn in Ihrem Oberamte noch weniger Freyheit des Gewerbes, noch weniger Leichtheit des Verschliesses; nicht diese Sicherheit des Genusses, die Ihre Gerechtigkeit gewiß jedem gewähret, noch

weniger Geist der Arbeitsamkeit, noch weniger Geist der Sparsamkeit und der Mäßigkeit, noch weniger Kenntnis wie man arbeiten soll, sich befände, als sich würklich darinn befindet; würde nicht der Wohlstand Ihrer Amtsangehöriger noch viel geringer seyn! Sollten sie nicht gern alle diese Bedingnisse eines blühenden Feldbaues bey ihnen noch vervielfältiget und verstärket sehen?

Ja! aber dieses ist unmöglich. „Die Freyheit „des Gewerbes sezt Concurrenz voraus, da„mits nicht an Gewerben fehle. Diese ist in „einem kleinen Feldbaustaate, ist in den kleinen „Dorfgemeinden nicht zu hoffen.„ Warum nicht? Erkundigen Sie sich ob in den Jahren da guter Wein wächst in den marggräflich badischen Orten um Basel herum nicht eine grosse Menge von Käufern sich einfindet, die vielleicht Ihrem Lande unendlich nützlich ist, und es noch unendlich mehr seyn würde, wenn ihr armer Bauer nicht durch die Folgen wohlgemeinter Verordnungen gar zu sehr von seinem reichen Mitbürger und vielleicht auch von den herrschaftlichen Beamten abhienge. Erkundigen Sie sich, ob iemals einem Landwirthe in den dasigen Gegenden ein Malter Getraides unverkauft geblieben sey, wenn er es hat verkaufen wollen. Also

mangelt es in diesem kleinen Feldbaustaate nicht an Concurrenz; und es würde in keinem von ganz Europa daran mangeln, wenn Freyheit da wäre. Wenn sie aber sagen die Freyheit hat nicht Platz, weil keine Concurrenz da ist, und die Concurrenz nicht, weil die Freyheit mangelt, welche die Concurrenz erzeugen kann; so wird freylich wenig zu hoffen seyn.

Aber es braucht, nach Ihnen, für diese Concurrenz zu erzeugen noch mehr als Freyheit. Sie „wird ohne Tugend in den Gewerben, „ohne Redlichkeit im Handel und Wandel „nirgend zu hoffen seyn; wird ohne verständige Wahl, ohne Fleiß des Arbeiters nicht lange dauern.„ Richtig; wenn sie alle Tugend, alle Redlichkeit, alle Kenntnis, allen Fleiß aufheben; so werden Arbeit und Concurrenz, und Handel und Wandel aufhören. Aber ein gewisser Grad davon ist doch unter den Menschen; sonst würden alle Gesellschaft und aller Wohlstand bald verschwinden. Wir geniessen ihre Früchte eben durch das, nach Ihrem Sinne, so kleine Maaß von Wohlstand das uns zu Theile geworden ist. Sollen wir ein System annehmen, das sie verabsäumen lehret oder eines das auffordert sie zu vermehren und zu stärken?

Was nützt es aber sie zu stärken und zu vermehren, wenn es nicht von uns abhängt einen Nutzen daraus zu ziehen? „Die Möglichkeit des Verschliesses sagen Sie,„ setzt geschickte Lage des Staates voraus;„ setzt weise auch freye Nachbaren voraus„ Wie weiser und wie freyer zugleich unsre Nachbaren seyn werden, desto grösser wird unsre Glückseeligkeit seyn, desto leichter werden wir unsern Ueberfluß bey ihnen anbringen und unsre Bedürfnisse von ihnen erhalten können. Wenn aber sie nicht weise und nicht frey sind; wenn sie den Vortheilen entsagen die sie von uns ziehen könnten; sollen wir deswegen diejenigen nicht annehmen, die wir von ihnen erhalten können? Sollen wir uns Fesseln anlegen, weil unsre Nachbaren in Ketten gehen? Es ist freylich noch keine allgemein anerkannte Wahrheit; aber ich halte es doch für einen sehr richtigen Satz; daß derjenige Staat, welcher eine allgemeine Gewerbsfreyheit bey sich einführen würde, bald alle andern gleich grossen Staaten an Blüthe und an Wohlstand übertreffen würde. Seine Nachbaren mögen sich noch so sehr gegen ihn verschanzen, sie werden den Ausfluß ihrer Güter nach ihm nicht hindern, sie werden sich nicht erwehren können, daß aus dem Schoosse der Freyheit wider ihren Willen unendlich viel Gu-

tes ihnen zuflieſſe. Wenn nicht noch an einigen Orten von Europa ein höherer Grad der Freyheit herrschete als in den Ländern der meisten Fürsten; so würde der Zustand dieses Welttheiles noch unendlich viel elender seyn, als er wirklich ist. Auch der gröste Unverstand und die härteste Sklaverey, werden durch die Einflüſſe fremder Freyheit entkräftet und gemildert. Es wird hoffentlich nicht darzu kommen, aber wenn es geschehen könnte, daß alle freyen Staaten unterdrückt würden; so würden die Unterdrücker erst sehen, welche Uebel sie sich selbst zugefüget hätten. Diese Städte, liebster Schlosser, welche in dem Reiche zerstreuet liegen, welche an die Staaten euerer Fürsten gränzen, welche reich und mächtig geworden sind, weil sie frey waren, welche der Eigennutzen ihrer Benachbarten beneidet und welche ihr Stolz gern zu Landesstäten erniedrigt sehen möchte; Diese Städte erhalten, durch die Freyheit die in ihren Mauern herrschet, den Wohlstand der in den Ländern der meisten Fürsten noch übrig ist; und sie würden noch viel wohlthätigere Einflüſſe haben, wenn in ihrem Innern noch mehr Freyheit herrschete und wenn nicht unseelige Vorurtheile auf allen Seiten dem Einfluſſe und dem Ausfluſſe des Guten zu und von ihnen so mächtige Hindernisse in den Weg legeten.

Alle Folgerungen, welche Sie ferner aus dem Mangel der Tugend ziehen, sind durch dasjenige beantwortet, was ich eben gesagt habe, ehe ich den Einwurf beantwortete, den Sie von dem Mangel des Verschliesses hernehmen. Da wir die traurigen Folgen des Mangels der Tugend unmöglich läugnen können; so sehe ich es nicht wie ein weiser Mann ein System vertheidigen könne, das diesen Mangel noch mehr begünstigen würde und eines Systems zu spotten, das den Menschen fühlbar machen will, wie sehr sein Glück von der Tugend abhängt und wie es unmöglich ist, daß er wahrhaftig und dauerhaft glücklich sey als in so fern er wahrhaftig gut ist.

„Welch eine Mäßigung, sagen Sie, keinen „Park anzulegen, keine Jagd zu heegen, kei„nen Ueberfluß von Pferden, von Dienern, „keine Maitressen zu halten, welche Mäßigung „nicht Schätze zu sammeln!„ *) Aber ist

*) **Schätze zu sammeln**; darinn vergehen sich unsre heutigen Fürsten nicht sonderlich. Nach meiner Einsicht ist es auch ein sehr verzeihliches Staatsverbrechen, wenn die Schätze nicht Früchte des Raubes sind. Hr. Schl. hätte mit besserm Rechte hier sagen sollen: Welche Mäßigung nicht Schulden zu machen. Gegen dieses Uebel ist die Sammlung der Schätze ein wahres Guth. Wenn Ludewig der fünfzehnte und sein

es darum Dohrheit den Menschen zu zeigen wie sehr diese Mäßigung für sie nöthig ist, wenn sie nach einer edlern, nach einer des Menschen wahrhaftig würdigen Glückseeligkeit streben? Oder sollen wir den Menschen als einen Weisen rühmen, der meilenweite Strecken Landes verwüstet um Hirschen und Rehe zu nähren, und der um Pferde, Hunde, Schmeichler und Maitressen zu halten, seine armen Unterthanen beraubet, und guten und nützlichen Unternehmungen die Unterstützung entziehet, die er ihnen schuldig ist.

„ Nun soll der König unter keinem Vorwan„ de mehr nehmen, als einen mäßigen Theil „ des reinen Ertrages. Welch einen Patriotis„ mus setzt dieses im König voraus?„ Ich finde da nicht das geringste Uebermaaß von Patriotismus. Nur ein sehr bescheidenes Maaß von gesundem Verstande, braucht ein König um zu empfinden, daß er die Früchte der Uebel nicht geneußt, die er seinen Unterthanen zufügt; daß aller Raub seiner Länder nur niderträchtigen und elenden Schmeichlern, nur tyranni-

Ahnherr so grosse Summen aufgehäufet hätten, als sie schuldig geworden sind; so würden ihre Zeitgenossen lange nicht gelitten haben; was sie durch ihre Schulden gelitten haben. Und welche Wunder könnte nicht Ludewig der sechszehnte darmit thun!

schen Ministern, nur nichtswürdigen Blutsaugern zu gut kömmt, die ihn und das Volk auf ewig arm machen, damit sie, die hassenswürdigen Werkzeuge des öffentlichen Elendes, einige Minuten glücklich scheinen. Diese döhrichten Räuber, die schon lang gewöhnt sind sich von Uebel und Ungerechtigkeit zu nähren, auf einen bessern Weg zu bringen, ist mein Buch auch nicht bestimmt. Aber Jünglinge, die noch guter Eindrücke fähig sind, die noch weise werden können, vor solchen Greueln zu warnen, dieses kann und wird keine vergebliche Arbeit seyn. O! bieten Sie, geistreicher, beredter Freund, hiezu die Hände, so werden Sie thun was Ihrer wahrhaftig würdig ist.

„ Sind wir so weit, so soll der Gesetzgeber „ blos aus den natürlichen Verhältnissen seine „ wenigen Gesetze abstrahieren. Welche mehr „ als menschliche Weisheit setzt das bey einem „ so ausgebreiteten Gewerbe voraus, das die „ ganze Welt umfassen will?" Mir deucht es brauche hier gar keine mehr als menschliche Weisheit; wenn man nur der Natur folgen, wenn man nur das Unrecht heissen will, was nach ihren einfachen Grundsätzen Unrecht ist. Aber mehr als menschliche Weisheit brauchet es, wenn man einen andern Gang gehen will,

als die Natur führet, und wenn man ein Recht und ein Unrecht einführen will, so sie miskennet. Mir deucht, es brauche mehr Weisheit um eine nicht ungereimte Marktordnung, nach den Grundsätzen der Verordnungssucht, zu verfertigen, als um ein ganzes Gesetzbuch nach der Vorschrift der Natur abzufassen.

Leben Sie wohl.

XIV.

Ueber die Träume eines Menschenfreundes.

Sechster Brief an Herrn Hofrath Schlosser.

Ich soll mich einmal bis auf den Grad wärmen, wo der Lehrer aufhört, und wo der Ausführer anfängt und Ihnen sagen, ob ich ohne Sündfluth mein System ausgeführt zu sehen hoffe. Diese Frage ist sehr künstlich, mein vortrefflicher Freund!

Wenn sie dahin gehet; ob in dem Jahrhunderte, in welchem wir leben, nicht ich, der ich nichts als ein blosser schwacher Denker bin, sondern auch der beste, der weiseste, der stärk-

ste Ausführer aus Frankreich, aus Engelland, aus den badischen Staaten, aus Bern, aus Basel, aus Biberach einen Staat werde machen können, der den höchsten oder nur einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit erreiche: so ist die Antwort gleich fertig, daß nein. Der größte Baumeister kann kein anders als ein sehr unvollkommenes Gebäu zu Stande bringen, wenn er meistentheils unvollkommene Materialien und meistens ungeschickte Werkleute hat. Wenn aber Ihre Frage dahin gehet; ob auch der verdorbenste aller europäischen Staaten allmählich von den Mängeln, die nun seine Bürger unglücklich machen, befreyet, der Vollkommenheit immer näher gebracht, und endlich zu einem wahrhaftig glücklichen und blühenden Staate gemacht werden könne: so glaube ich Ihnen zuversichtlich mit Ja antworten zu können.

Ich glaube dieses sey nach dem von mir angenommenen System vorzüglich in Betrachtung der wirthschaftlichen Angelegenheiten wahr; weil es den Bürgern nichts besonders vorschreibet; weil es jeden der natürlichen Nothwendigkeit zu arbeiten und fleißig zu arbeiten unterwirft; und weil es von dem Ansehen nichts fordert als Schutz und Hilfe wider Gewalt und Ungerechtigkeit. Die Früchte der Freyheit würden sich

bald reichlich zeigen, wenn jemals eine Regierung den Muth hätte sie ihren Untergebenen uneingeschränkt zu gewähren. Wenn wir auch bey einem schlecht aufgeklärten, in dem sittlichen Gesichtspunct noch sehr vernachlässigten Volke, nur eine sehr schlechte Gerechtigkeitspflege erwarten können: so werden doch durch die Herstellung der Freyheit unzählige Anlässe der Ungerechtigkeit wegfallen.

In Rücksicht auf den sittlichen Theil meines Systems, wird freylich die Verbesserung langsamer von statten gehen. Aber sie für unmöglich zu halten, sehe ich keinen Grund.

Freylich würde alle meine Hoffnung eitel seyn, wenn, wie Sie sagen, eine Nation, die nicht ganz tugendhaft ist, in der dritten Generation ganz verdorben seyn müßte. Aber würdiger Freund! da kann ich mit Ihnen nicht übereinsstimmen. Unsre Vorfahren waren im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert gewiß nichts weniger als ganz tugendhaft; viele, sehr viele Auftritte der damaligen Zeiten tragen mehr das Gepräge der Barbarey und der Wildheit als der Menschlichkeit, und Deutschland und Frankreich waren lang Schaubühnen von Grausamkeiten, die dermals bey nahe unglaublich

scheinen. Ungläublich aus Mangel der Thatkraft, der Mannlichkeit, der Nerven der Seele, nicht aus Mangel der Bosheit, werden Sie vielleicht sagen. Aber ich bitte Sie gerechter gegen unsre Zeitgenossen zu seyn. Mir scheinen sie einmal der Güte, der Gerechtigkeit, der Weisheit fähiger zu seyn, als ihre Voreltern, und wenn die Europäer unsrer Zeit nicht mehr **Menschen** werden, als es ihre Voreltern gewesen sind, so ligt, deucht es mir, die Schuld mehr an den Herrschenden als an den Gehorchenden.

Vor dem Pöbel, liebster Freund! fürchte ich mich niemals, wie vor den Grossen und selbst vor den Philosophen. Dem Pöbel ist einleuchtend, was diese ihm für einleuchtend angeben. Nur wenn es die Grossen gar zu arg machen, wird das Volk, durch die Last der Uebel aufmerksam, und findet es die **nöthige Ungleichheit**, beschwärlich. Sonst findet es sie so natürlich, daß es nur nicht die geringste Klage darüber führet. So bald der gemeine Mann seinen Unterhalt bey einer mäßigen Arbeit findet; so bald keine ungerechte Bedrängung ihm das Brod raubet, womit er seine Kinder ernähren, oder die Saamenfrucht, die seine künftige Erndte werden, oder die Vorschüsse, mit welchen er sein Land fruchtbar machen soll: so ist er zu-

frieden. Alle diese Gründe der Unzufriedenheit verschwinden bey meinem System.

Aber der Tyrann, der Höfling, der Junker, der Patricier, jeder Mensch welcher gern reich und groß seyn will, ohne es zu verdienen; diese finden die Ungleichheit beschwärlich. Wider diese ist es schwär die Gesellschaft zu verwahren, ist es nicht anders möglich, als indem man durch die Ausbreitung eines bessern Lichtes und edler Gesinnungen, ihre Anzahl vermindert und die der Weisen und der Tugendhaften vermehret. Dieses ist immer mein Trost, daß nichts Gutes geschehen kann, ohne ein noch grösseres Gutes zu erzeugen; wenn es auch noch so unmerklich wäre. Ein einziger Mensch, den wir auf die Bahn der Tugend leiten, vermehret auf einer Seite die Zahl der Guten, und vermindert auf der andern die der Bösen. Wenn wir nicht anders Gutes thun wollen, als wenn wir es im Grossen thun, wenn wir auf ganze Nationen wirken können: so wird freylich das Gute niemals möglich seyn.

Reichthum war immer die Klippe. Wie werde ich diese vorbeyseegeln, da zwey Drittheile meiner Grundsätze dahin gehn Reichthum zu sammeln um Reichthum zu vermehren; fra-

gen Sie. Richtig ist Reichthum eine gefährliche Klippe Aber die Ordnung der Natur erforderte es, daß diese Klippe entstühnde Ohne dieselbe würde das menschliche Geschlecht immer unthätig und die Anzahl der Menschen immer sehr gering gewesen seyn oder Thätigkeit und Bevölkerung würden es noch unglücklicher gemacht haben, als alle Verderbnis die mit den Reichthümern verknüpfet ist. Die Thätigkeit der Gallier, welche Italien und Griechenland verheeret haben, die der Hunnen, der Gothen, der Alanen, hat gewiß diese Nationen nicht glücklich gemacht. Wenn wir die Menschen aus der Barbarey ziehen, wenn wir wenigstens einige unter ihnen, wenn wir viele glücklich machen wollen; so müssen wir den Trieb zur Verbesserung ihres Wohlstandes in ihnen nicht ersticken. Wir müssen ihn mäßigen, ihn zu seinem wahren Zwecke leiten Wenn die Reichthümer unschuldig sind, mein Freund! wenn sie durch Arbeit, durch der Gesellschaft geleistete Dienste erworben, wenn sie auf eine die gesellschaftliche Glückseeligkeit vermehrende Weise genossen, zu Erleichterung des Elendes verwendet, der Ausbreitung von Tugend und von Weisheit geheiligt werden: so sind sie, so sind die, welche sie besitzen verehrungswürdig. Dahin zielet mein ganzes System. Wenn die

Reich-

Reichthümer ungerecht sind, wenn sie durch Monopolien, durch ausschliessende Rechte, durch Diebstal, durch Verderbnis, durch Bedrückung des Volkes erworben, wenn sie zu solchen Endzwecken misbrauchet werden: so verdienen sie unsern Abscheu, und dieses, so viel es mir möglich war, einleuchtend zu machen, war auch die Absicht meiner Träume. Ist sie der Natur des Menschen gemäß oder nicht?

Sie denken, daß sie es nicht sey. „Sie „würden sich ein armes Volk wünschen. Sie „würden es abhärten zur Arbeit und entfer„nen von aller Bedürfnis, die ihm die Na„tur nicht macht.„ Ich muß sie wieder fragen, was ist hier Natur, und wie weit geht sie? wo ist die Linie die sie gezogen hat? *) Ich kenne keine solche Linie, und ich glaube auch, es gibt keine, ausser der Ungerechtigkeit, welche das Eigenthum, die Vollkommenheit oder die Sicherheit andrer verletzet, und der Dohrheit, welche zu einem unedlern und unnützern Gebrauche verwendet, was zu einem edlern und nützlichern dienen sollte, oder gar zur Verminderung der Glückseeligkeit misbrauchet was zur Erhöhung derselben bestimmt ist.

*) Herr Schlosser in seinem Schreiben.

Wenn der Mensch diese Linie nicht überschreitet: so kann er meiner Meynung nach nicht anders als nützlich und glücklich seyn.

Sie aber, mein Freund, führen die Menschheit auf eine weit höhere Stuffe. Jeder ihrer Bürger muß mehr als Mensch, muß ein Weiser seyn, muß arbeiten ohne an die Befriedigung seiner Wünsche zu denken; muß nur auf andrer Glück sinnen. Sie würden ihr Volk dahin zu bringen trachten, wo ich nur die Weisesten und die Besten erwarte; „Sie würden es zu „bewegen suchen, allen seinen erarbeiteten Ue„berfluß jährlich wegzuschenken, den Menschen, „wenn Sie könnten umsonst, und den Vögeln „des Himmels für ihren Gesang.„ Vortreflich, in einer empfindsamen Reise würde diese Stelle unendlich wohl lassen, aber in einer philosophischen Untersuchung, wo man den Menschen nehmen muß, wie er ist, wie er überhaupt seyn kann, da scheinet sie mir nicht an ihrem Orte zu stehen. Ich möchte die Gründe wissen durch welche ein ganzes Volk bewogen werden sollte Ueberfluß zu erarbeiten um ihn wegzuschenken. Der Mann der Ueberfluß erarbeitet sollte ihn nicht geniessen, nichts dafür geniessen; aber ein andrer, der nicht arbeitet, sollte durch einen unverdienten Genuß, ohne

zu arbeiten, verdorben werden: sollte Ueberfluß haben; oder wenn Sie alle Menschen zu dieser erhabenen Tugend beredeten, so müßten die Vögel des Himmels allein alle Früchte der menschlichen Arbeit für ihren Gesang verzehren und die Menschen hätten nichts für einander zu thun, nichts von einander zu erwarten; hätten keine andre Arbeit als Nahrung für die Bewohner der Luft zu pflanzen; denn unter Ihren tugendhaften Menschen, würde eine vollkommene Gleichheit herrschen, würde es weder Arme noch Elende geben, würde keiner das Vergnügen haben seinem Bruder Gutes zu thun und von seinem Nebenmenschen Gutes zu empfangen.

Doch ich empfinde, daß ich ungerecht werde, daß ich Ihre schöne, erhabene Idee verunstalte und daß ich die vollkommenste Tugend als eine Chimäre vorstelle. Das will ich aber nicht, soll ich nicht wollen. Ich sehe keinen Widerspruch in dem Gedanken, daß einmal ein Zustand des menschlichen Geschlechtes kommen kann, wo alle Menschen weise, alle tugendhaft seyn werden, wo jeder dem andern ohne Rücksicht auf eine Vergeltung alles mögliche Vergnügen gewähren wird, und zwar das edelste und das erhabenste Vergnügen dessen jeder fä-

hig seyn wird. Aber alsdenn werden die Menschen nicht arm, sie werden reich seyn; reich an Schätzen, die Weisheit und Fleiß erzeugen, die Güte und Freundschaft vertheilen und bey denen weder Ungerechtigkeit noch Bosheit statt haben werden.

Allein, mein theuerster Freund! durch einen Sprung wird die Menschheit zu diesem erhabenen Ziele nicht gelangen; es wird ihr nicht möglich seyn, ohne durch den Zustand zü gehen, den ich für ihr weit niedrigeres Wohlseyn fordre, und durch viele andre, welche noch weit unvollkommener sind, und die es doch nicht wird überschreiten können, wenn es zu einer höhern Würde und Güte reif werden soll.

Unsre Absichten treffen also wieder zusammen; wir gehen nur in den Mitteln von einander ab. Sie glauben die Völker können nur durch Zurückgehen zu dem wahren Glücke der Menschheit gelangen. Ich halte dafür es sey nicht anders möglich als durch Fortschreiten. Vielleicht haben wir beyde Recht. Vielleicht irret einer von uns. Vielleicht irren wir beyde. Sey es nun wie es wolle: so können wir uns doch nicht betriegen, wenn wir glauben, daß Weisheit, Gerechtigkeit und Güte den Menschen allein

glücklich machen können, daß in der Tugend seine höchste Würde bestehet, und daß er durch diese allein der Gottheit ähnlich werden und die Gottheit würdiglich verehren könne. Hieran wollen wir uns vest halten, hierinn immer einig seyn, so verschieden wir auch sonst denken sollten. Ich umarme Sie.

Basel, den 3. Jäners
1777.

J. Iselin.

XV.

Ueber

Spott und Schwärmerey.

Es fragt jemand in einem ältern Stück des Merkurs, ob kaltblütige Philosophen und luzianische Geister gegen die Schwärmerey mehr Gutes als Böses stiften, und welche Schranken man ihnen anweisen müsse? — Kann ein Philosoph so unbestimmt fragen? Mich dünkt, wenn 1) die kaltblütigen Philosophen und luzianischen Geister wahre Philosophen uud luzianische Geister sind; wenn 2) diese Verstand genug haben, den unnatürlichen, falschen, schiefen, ungerechten Enthusiasmus vom wahren, edlen, männlichen Enthusiasmus des Patrioten, des Tugendfreundes und des Christen zu unterscheiden; wenn sie 3) selbst noch Nerven der Seele übrigbehalten haben; wenn sie 4) für das, was sie wegspotten, etwas geben, das niemand wegspotten kan, und wenn sie 5) Menschenliebe und Mannheit genug haben, einen

witzigen, launigen Einfall der unschuldigen Ruhe und dem Wohl ihrer schwächer organisirten Nebenmenschen aufzuopfern, so ist die Frage leicht zu entscheiden — denn unter diesen Voraussetzungen stiften sie gewiß mehr Gutes, als Böses, und verfehlen ihre Schranken nie.

Ich kenne niemand als Sterne, den ich zum Muster setzen möchte, wie, wann und wo man spotten sollte! Selbst Cervantes wuste es nicht so gut. --- Wie respektirte Sterne die Schwärmerey der armen Maria und des guten Tobias! Wie gütig ist sein Spott über den guten Schandy! Nur da wird er stechend, wo selbstgefällige Bosheit die Maske des Enthusiasmus nimmt.

Trägheit ist der Tod aller Tugend; Enthusiasmus ihr Sporn. Gott und himmlische Geister lieben und wirken ohne Enthusiasmus; wir Menschen selten.

Enthusiasmus zieht die Waagschaale des Guten herab; Trägheit überwiegt sie sonst; Spott läßt sie im Gleichgewicht und stellt die grosse Maschine.

Stärke ist der Adel der Menschheit; Spott ist die Waffe des Schwachen, Thränen sein Schild. Enthusiasmus gibt Stärke.

Der heilige Dominikus schadete der Menschheit weniger als Voltaire. — Seliger ists, im ganzen Gefühl widerstrebender Mannskraft auf einmal sterben, als aufgelöst und erschlaft dahin schwinden.

Im Menschen brennt himmlisches Feuer. Der Enthusiasmus facht es oft an zum Mordbrand; der Spott bläst's aus.

Ist kein Mittelding zwischen Spott und schädlichen Enthusiasmus? — Unschädlicher Enthusiasmus ists! — Lehrt den Schwärmer Gerechtigkeit; denn laßt ihn fortschwärmen, so lang er will. Was liegt euch daran, wenn Origenes und Kombabus sich kastriren, um sich rein zu halten? Sind sie euch nicht lieber, als wenn ein luzianischer Geist euren Weibern sagt, daß ihre Tugend eine Dulzinee ist? — Was liegt euch daran, wenn Lavater den Himmel herunterbeten will? Ist er euch nicht lieber, als wenn er euch die Kraft zu beten nähme? — Was liegt euch daran, wenn Johannes dem Könige die Wahrheit sagt und stirbt? Ist er euch nicht lieber, als wenn der Spötter ihm alle Bande der Menschheit gleichgiltig macht? —

Der Enthusiast ist immer ein vorstechender Mensch; der Spötter meist ein gleichgiltiger. Das Reich des Enthusiasten ist immer unter vorstechenden Menschen; das Reich des Spötters immer unter Gleichgiltigen.

Setzt dem Enthusiasten einen guten Zweck, und er ist Ebenbild Gottes! Was wollt ihr dem Spötter für einen setzen?

Liebe ohne Enthusiasmus, was ist sie? Der Spötter kann nicht lieben. Er fühlt zu sehr, wie kurz die Menschheit ist. Sein Lieben ist kalt, oder Hurerey. Der Enthusiast kennt keine Gränze der Liebe. Er kann huren, wie der Spötter; aber bis dahin ist seine Liebe Himmelsgefühl.

Der Spötter sieht nichts rein; der Enthusiast alles. Den macht sein Betrug immer glücklich; jenen Betrug nicht und Wahrheit nicht.

Nehmt dem Spötter den Beyfall des Lachers; was bleibt ihm? Der Enthusiast ist unabhängig.

Der Spötter kann Menschenkenntniß haben; der Enthusiast hat Engelsgefühl.

Der Spott glaubt Toleranz gegeben zu haben, und hat Gleichgiltigkeit gegeben. Der Scheiterhaufen der schlimmsten Schwärmerey ist ein sanfterer Sitz, als die Gleichgiltigkeit.

Der Spott macht alles kleiner; die Schwärmerey alles grösser; die ist näher bey der Wahrheit, ist reicher, ist glücklicher. — Gott sitzt in der Mitte, und sieht alles, wie's ist.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlosser, Johann Georg,

Johann Georg Schlossers Kleine Schriften

Bd.: 1

(1779)

Coburg, Landesbibliothek -- B II 11/52
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916474-1